fluter.

Herbst 2010 / Nr. 36

Tu doch mal was

THEMA
Arbeit

Magazin der Bundeszentrale für politische Bildung

Editorial

Die gesellschaftlichen Imaginationen zum Thema „Arbeit“ sind immer noch dominiert von den Rollenmodellen und Erfahrungen der großen Industrie: fixes, geordnetes Anwendungswissen, „männliche“ Disziplin, Einordnung in den zugewiesenen Platz innerhalb der Kette der Arbeitsteilung, steter Aufstieg durch Akkumulation von Erfahrung, dazu die Faszination der großen Zahl, der einheitlichen Standards, der Massenware.

All das gibt es nach wie vor. Aber es liegt auch schon weit hinter uns, selbst in der Industrie tut sich hier sehr viel. Kehrt man den Blick davon ab, kommen beim Thema Arbeit noch ganz andere Perspektiven hinzu: die Entwicklung zur Dienstleistungsgesellschaft, die fortschreitende globale Arbeitsteilung und gerade in Europa der demographische Wandel.

Die Welt der Arbeit ist heute von einer ungeheuren Vielfalt, ja Disparität gekennzeichnet. Für die Einzelnen ist Orientierung und Selbstfindung hier eine Aufgabe für sich. Was wird und soll als Arbeit anerkannt sein und was nicht? Was kann sie zur Selbstverwirklichung beitragen, welchen Stellenwert soll sie im Leben haben? Kann eine Gesellschaft, die sich über die Notwendigkeiten der Arbeit definiert, überhaupt frei sein? Wenn alles im Fluss ist, werden solche metaphysischen Fragen alltagstauglich.

Klar ist, im Kosmos der Arbeit ist Bildung zur Schicksalsfrage geworden. Das hat zum einen mit der zunehmenden Wissensgetriebenheit der Wirtschaft zu tun. Zum anderen werden in den Dienstleistungssektoren sogenannte weiche Faktoren immer wichtiger: Soziale und emotionale Kompetenzen laufen den zweckrationalen den Rang ab. Wer weniger Wissen und Fachkenntnisse aktivieren und immer wieder neu entwickeln kann, hat es ungleich schwerer, Arbeit zu finden und zu behalten. Das Bildungswesen in Deutschland ist hier noch nicht auf der Höhe der Zeit. Dass fast ein Viertel der Jungen eines Jahrgangs schon zu Beginn ihres Arbeitslebens fast chancenlos sind, ist nur das dramatischste Anzeichen dafür.

Die Ränder des Arbeitsmarktes werden prekär, und wer lange ohne Arbeit bleibt, fällt immer noch schnell und dauerhaft aus der sozialen Bahn. Dagegen gibt es Ideen wie bedingungsloses Grundeinkommen oder Bürgerarbeit, um die Brüche zu überwinden.

Zur Disparität gehören auch Gewinner: Die Eintrittshürden in eine erfolgreiche unternehmerische Existenzform sind heute viel geringer, schon Schüler können mithilfe des Internets aus ihren Ideen ein erfolgreiches Unternehmen machen.

Deutschland ist im Westen nach dem Zweiten Weltkrieg mit der sozialen Marktwirtschaft sehr gut gefahren. Das Modell des sogenannten rheinischen Kapitalismus mit geregeltem Interessensausgleich zwischen Kapital und Arbeit hat Erfolgsgeschichte geschrieben. Wie sich das fortschreiben lässt, ist eine gute Frage. Sie zu beantworten, wird eine Menge Arbeit kosten, sie aber auch wert sein. **Thorsten Schilling**

Foto: Corey Arnold

Mach mal Pause: Ein Fischer ruht sich aus

Inhalt

Bitte nicht so brav! 5
Ein Interview über den Einstieg ins Berufsleben

Mensch, Maschine! 10
Zahlen zum Thema

Immer dasselbe Lied 11
Das wär's doch: einen Hit komponieren
und dann nie wieder arbeiten

Das echte Leben 12
Was in einem freiwilligen sozialen Jahr passiert

Irgendwas mit Medien 14
Wir haben einen jungen Paparazzo
bei der Arbeit begleitet

„Ich sehe das als Weiterbildung“ 18
Gespräch mit einem, der nichts tut

Weitermachen 19
Nicht ganz einfach, wenn die Arbeiter
ihre Fabrik übernehmen

Ganz schön kaputt 23
Von einem, der heimlich Sachen reparierte

Aus dir wird nichts 23
Erfolgreiche Menschen mit Startschwierigkeiten

Schwarzer Tag 24
Unterwegs mit rumänischen Autoscheibenputzerinnen

Was gibt's 26
Das fluter Schaubild zeigt, wer was verdient

Für Geld machen Menschen alles 28
Interview mit dem Philosophen Robert Menasse

Richtige Stelle 31
Warum Langzeitarbeitslose für ehrenamtliche
Tätigkeiten bezahlt werden sollten

Großes Geschäft 32
Das Internet macht sogar Schüler zu Firmenchefs

„Ich weiß gar nicht, wie ich das geschafft habe“ 36
Gespräch mit einer Rentnerin

Das ist Hartz 37
Wie es sich als Familie ohne Arbeit lebt

Vom Mutfassen 39
Eine Betreuerin von Arbeitslosen erzählt

So ein Schuften 40
Ausbeutung gibt es leider überall

„Lasst uns doch in Ruhe arbeiten!“ 41
In Bolivien kämpfen Kinder dafür, arbeiten zu dürfen

Jetzt ist mal Schicht 44
Arbeitskampf ist keine Sache von gestern

Wir müssen was tun 47
Unser Autor hat eine Art Gewerkschaft gegründet

„Ich bekomme quasi Schmerzensgeld“ 48
Gespräch mit einem, der nicht aufhören kann

Arbeit, die es nicht ins Heft geschafft hat 49

Hoi Polloi, Vorschau und Impressum 50

Bitte nicht so brav!

Abitur nach der zwölften Klasse und dann ganz schnell noch ein Bachelor-Studium. Was klingt wie der schnellste Weg in ein erfolgreiches Arbeitsleben, produziert in Wahrheit Massen unzufriedener Menschen, die nie Zeit hatten, darüber nachzudenken, was sie eigentlich wirklich wollen. Sagt die Soziologin Jutta Allmendinger

Interview: Oliver Gehrs und Robert Reick
Foto: Anne Schönharting/Ostkreuz

→ Jutta Allmendinger hat das, was immer noch viel zu vielen Frauen verwehrt bleibt: Eine Führungsposition. Sie war Professorin für Soziologie an der Ludwig-Maximilians-Universität München, später Direktorin des Instituts für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung. Seit 2006 ist sie Präsidentin des Wissenschaftszentrums Berlin für Sozialforschung, eine international renommierte Forschungseinrichtung auf dem Gebiet der Sozialwissenschaften. Allmendinger forscht unter anderem über die Ungleichheit der Geschlechter am Arbeitsmarkt.

fluter: Viele Frauen werden für dieselbe Arbeit schlechter bezahlt als Männer. Würden Sie als Mann eigentlich mehr verdienen in Ihrem Job?
Jutta Allmendinger: Das weiß ich gar nicht. Ich habe vor meinen Gehaltsverhandlungen mit Männern in ähnlichen Positionen gesprochen, um zu erfahren, was angemessen ist. Aber das war schwierig und unergiebig. Das Thema Geld ist ein Tabu. In den meisten Untersuchungen reden Männer sogar lieber über ihr Sexualleben als über ihr Gehalt.

Über Geld spricht man nicht.
Genau.

Geht es nur ums Geld, oder bedeutet Arbeit nicht noch viel mehr in unserer Gesellschaft?
Es geht um vieles. Wenn man sich mit nichterwerbstätigen Frauen unterhält, dann sagen die: Wenn ich Arbeit hätte, hätte ich eigenes Geld. Sie wären sogar damit zufrieden, weniger Geld zu haben, nur eigenes muss es sein. Es geht bei der Erwerbstätigkeit aber auch um die soziale Vernetztheit – darum, Freunde zu haben, anderes kennen zu lernen, etwas zu tun, das einen gesellschaftlichen Wert hat. Kurzum, es geht um Teilhabe an der Gesellschaft. Wenn man sieht, wie sehr auch unsere Freizeit von dem geprägt ist, was wir im Arbeitsalltag erfahren, dann ahnt man, was Männern oder Frauen, die lange nicht auf dem Arbeitsmarkt sind, verloren geht.

Wie erklärt man einer 15-Jährigen heutzutage, dass Frauen weniger verdienen als Männer im selben Job für dieselbe Tätigkeit?
Man erklärt ihr, dass es dabei auch um die mangelnde Vereinbarkeit von Familie und Arbeit geht. Frauen unterbrechen ihre Erwerbsarbeit, dann arbeiten sie Teilzeit. Beides ist für die Entwicklung ihres Stundenlohns nicht vorteilhaft, um es mal vorsichtig auszudrücken. Der Staat ist in der Pflicht, mehr gute Betreuungsmöglichkeiten für Kleinkinder bereit zu stellen. Die Arbeitgeber müssen mehr für die Vereinbarkeit tun.

Momentan erleben wir einen wirtschaftlichen Aufschwung, und dennoch gibt es so viele arbeitslose junge Menschen wie selten zuvor – darunter sogar Hochschulabsolventen. Ist eine gute Ausbildung keine Garantie mehr für einen Arbeitsplatz?
Das sind Thesen, die Journalisten produzieren, weil sie lieber Negativ- als Positivszenarien präsentieren. Wir haben im Moment 5,6 Millionen nichterwerbstätige Frauen, aber nur knapp eine Million arbeitslos gemeldete Frauen. Wenn man sich jetzt diese Nichterwerbstätigen anschaut und nach deren beruflicher Qualifikation fragt, also nach Ausbildung oder Bildungsabschluss, dann zeigt sich, dass vor allem jene nicht erwerbstätig sind, die keine oder eine ganz schlechte Ausbildung haben. Eine gute Ausbildung erhöht die Chancen auf Arbeit weiterhin ungemein, sogar noch stärker als früher. Beim Vergleich der Jobaussichten von Niedriggebildeten, Mittelgebildeten und Hochgebildeten sieht man, dass die Schere noch weiter aufgegangen ist. Diejenigen mit schlechter Bildung haben heute überhaupt keine Chance mehr. Der Abstand zu den Hochgebildeten ist viel größer geworden.

Andererseits haben selbst Jugendliche, die brav nach zwölf Jahren Abitur und dann ganz schnell ihren Bachelor gemacht haben, Probleme, Arbeit zu finden.
Nur kurzfristig. Die Suche dauert vielleicht länger. Aber wir dürfen doch nicht so zynisch sein, diese Gruppe mit Menschen ohne Ausbildung gleichzusetzen. Von daher sollten Abiturienten und Studierende auch nicht zu brav sein. Die kolossale Verkürzung der Ausbildungszeit ist auf dem heutigen Arbeitsmarkt nicht zwingend und oft nicht nützlich. Mit 14 Jahren Profilkurse wählen, die dann zu Leistungskursen werden, Abi mit 17 und dann das studieren, was man schon im Abi hatte… Das heißt doch: Ich entscheide mit 14 über meinen weiteren Lebensweg. Das ist absurd. Da müssen Jugendliche, die kaum wissen, was

auf sie zukommt, weitreichende Lebensentscheidungen treffen. Das finde ich unverantwortlich.

Nach der Pisa-Studie war die Verkürzung des Abiturs doch ein Hauptpunkt der Bildungsreform.
Überall werden Globalisierung, Internationalisierung und Flexibilität gepredigt. Aber wir domestizieren unseren Nachwuchs. Schüler, die sich ein Jahr von der Schule abmelden, um ins Ausland zu gehen, verlieren ein Jahr, weil sie die elfte Klasse wiederholen müssen. Sie werden zu Sitzenbleibern. Da braucht es schon Rückgrat, um zu sagen: Ich wiederhole einfach eine Klasse. Der Verzicht auf Auslandserfahrung ist aber das Gegenteil dessen, was wir brauchen. Man muss doch auch Zeit haben, herumzuschnuppern und in Kontakt zu kommen mit ganz unterschiedlichen Nationalitäten, Kulturen und Berufsfeldern. Ich wüsste nicht, wie Kinder sich sonst klar darüber werden können, welche Talente sie eigentlich haben. Denn der strikt durchgestylte Schulunterricht macht die Beschäftigung mit ganz anderen Gebieten – egal, ob etwa Kunst, Musik, Sport oder gesellschaftliches Engagement – kaum möglich. Aus biografischer Sicht ist das eine Zumutung, weil junge Menschen keine Zeit haben, sich auszuprobieren und ihre Interessen zu entdecken. Hinzu kommt nach wie vor die frühe Selektion im Bildungssystem hierzulande.

Die Mehrheit der Bürger will anscheinend diese zügige Selektion. In Hamburg wollte man die Grundschule gerade von vier auf sechs Jahre erweitern, damit die Kinder länger zusammen lernen. Die Mehrheit hat sich dagegen entschieden.
Aber schauen Sie doch mal, wer da abgestimmt hat: Auf jeden Fall nicht diejenigen, die von so einer Reform am meisten profitiert hätten – also zum Beispiel Menschen mit Migrationshintergrund. Die durften gar nicht mit abstimmen. Gegen die Reform haben vor allem Bürger gestimmt, die aus den besseren Hamburger Bezirken kommen und deren Kinder sowieso alle Chancen der Welt haben. Insofern taugt Hamburg nicht als Beispiel für eine allgemeine Aussage, sondern allenfalls für die Feststellung, dass Menschen aus oberen Schichten glauben, es schade ihren Kindern, wenn sie mit Kindern aus sozial schwächeren Milieus zusammen erzogen werden.

Und stimmt das nicht?
Es gibt meines Wissens keine einzige empirische Untersuchung, die besagt, dass besseren Schülern das gemeinsame Lernen mit schlechteren schadet. Die Politik darf daher über so etwas keinen Volksentscheid abhalten, weil bekannt ist, dass eine gewisse Klasse dafür sorgt, unter sich zu bleiben. Ich finde, es ist Aufgabe einer Demokratie, allen vergleichbare Lebenschancen zu geben – das steht im Übrigen auch in unserem Grundgesetz.

Werden Bildungs- und Arbeitsplatzchancen quasi von Generation zu Generation vererbt?
In unserem System ist das noch so.

Sie beraten Politik ja regelmäßig. Was raten Sie denn, um die Probleme zu beseitigen?
Ich würde hierzulande vieles verpflichtender machen – etwa den Besuch von Kindergarten oder Kindertagesstätte. Ich wäre auch rigider, was die Deutschkurse anbelangt. Wir wissen nun mal, dass Integration nur über Deutschkenntnisse stattfindet.

Das müsste dann jedes Bundesland einzeln verfügen.
Der Föderalismus ist beim Thema Bildung sehr problematisch, das Kooperationsverbot muss vom Tisch. Unsere Kleinstaaterei behindert Mobilität und damit auch den Einstieg in den Arbeitsmarkt. Wenn Sie in Berlin in die sechste Klasse gehen, können Sie nicht einfach nach Bayern wechseln – da sind die Schüler nämlich zu diesem Zeitpunkt bereits viel weiter.

Also brauchen wir eine Bundesbildungspolitik.
Unbedingt. Diese muss auch die flächendeckende Einführung von Ganztagsschulen umfassen, mit einem breiteren Curriculum, kleinen Klassen, individueller Hilfe durch ein Schulkollegium, das nicht nur aus Pädagogen besteht. Wir müssen auch über die Bildung hinaus denken und die Berufsausbildung reformieren. Auch hier brauchen wir ein möglichst breites Curriculum, das einem dann erlaubt, wieder aufzusetzen und neue Dinge zu tun. Ein einjähriges studium generale etwa.

Das Ziel des Bologna-Prozesses war unter anderem eine verstärkte Internationalisierung. Ist wenigstens die eingetreten?
Leider nicht, weil nicht nur bei den Gymnasiasten der Anteil jener gesunken ist, die ins Ausland gehen, sondern auch bei den Studenten. Es ist dramatisch: Diese Reform sollte einen europäischen Bildungsraum erschließen, und nun sitzen alle hier an deutschen Schulen und an deutschen Unis und haben keine Zeit mehr für die Ferne. Das ist ein extremer Verlust nicht nur an Bildung, sondern auch an Kompetenzen für das Erwerbsleben. Dabei ist es ein Mythos, dass Arbeitgeber sagen: Wenn du 22 bist, stelle ich dich ein, aber wenn du 24 bist, nicht mehr. Ich kenne keine Arbeitgeber, die das so machen. Ich kenne nur Journalisten, die das so schreiben.

Könnte das bedeuten, dass viele Studierende das Falsche studieren – also nicht das, was ihren eigentlichen Interessen und Talenten entspricht?
Langfristig kann das passieren. Im Moment haben wir eine Ausbildung, die sehr stark auf eine vergleichsweise kurze Erwerbstätigkeit zugeschnitten ist – und dann ist dieser menschliche Leistungsträger oft ausgeblutet und merkt, dass er in einem völlig falschen Arbeitsleben steckt.

Befürchten Sie, dass durch die Reformen im Bildungs- und Schulungsprozess vielleicht in zehn, zwölf Jahren ganz viele Leute depressiv sind und entdecken, dass sie im völlig falschen Job gelandet sind?
Es gibt auf jeden Fall viele Leute, die Fächer nur deshalb studieren, weil diese angeblich gerade gefragt sind oder weil es für diese Fächer Studienplätze gibt – und die anschließend Jobs machen, die sie nicht sonderlich interessieren. Die dürften dann in jungen Jahren ihren ersten Burn-out haben.

Sie selbst haben in den USA studiert. Was ist dort anders?
Da ist das Leben anders getaktet, mit Phasen zwischen einzelnen Abschnitten, in denen man schlicht andere Dinge macht und andere Interessen verfolgt, Dinge für sich ausprobiert, Fami-

Die Familienmanagerin: Die Gesellschaft könnte die soziale Intelligenz vieler Frauen auch in anderen Arbeitsbereichen gut gebrauchen

lien gründet oder sich ehrenamtlich engagiert. In meinem Promotionsstudium der Soziologie und Ökonomie waren wir zwölf Studierende, darunter drei, die zunächst Biologie gemacht haben, zwei ehemalige Medizinerinnen, ein Jurist, ein Chemiker, ein Mathematiker. So etwas finden Sie bei uns nicht. Fachwechsel zwischen Bachelor- und Master-Studiengängen sind selten, zeitliche Unterbrechungen auch. Das ist vielleicht kurzfristig zielführend, aber nicht auf die Länge eines Lebens und nicht auf die langfristigen Folgen für eine Volkswirtschaft hin gesehen.

Unsere Gesellschaft wird immer älter. Kann nicht jeder Jugendliche beruhigt sein, weil er durch diesen demografischen Wandel sowieso Arbeit finden wird, wenn er gut genug ausgebildet ist?
Schon, wenn es nur darum geht, Arbeit zu finden oder nicht. Wenn man sich aber die Frage stellt, ob die Menschen gern zur Arbeit gehen, bin ich schon etwas skeptischer. Ich glaube, dass gerade diese junge Generation unter einem extremen Druck steht, sich genau so zu verhalten, wie es jeder von ihnen erwartet. Die werden alle gemainstreamt, und das finde ich ganz schrecklich.

Plädieren Sie für einen gewissen zivilen Ungehorsam?
Ich plädiere zumindest dafür, dass man die Kinder nicht diesem Zeitdruck aussetzt, sondern ihnen sagt: Jetzt entwickelt euch mal, wir geben euch auch die Zeit dazu. Und man sollte anerkennen, dass Menschen unterschiedlich lange für ihre Entwicklungs- und Entscheidungsprozesse brauchen.

Jungs scheinen da länger zu brauchen als Mädchen.
Wenn man die Noten und die Abschlüsse betrachtet, schneiden Jungen auf allen Ebenen schlechter ab. Jungen durchlaufen andere Entwicklungsphasen als Mädchen. Sie hinken den Mädchen ein Jahr, manchmal auch länger, hinterher. Da wir aber eine Kultur haben, die auf schnell erlerntes und sofort zu reproduzierendes Wissen setzt, sind die Jungen automatisch die Verlierer, alleine schon durch die genetischen und biologischen Voraussetzungen.

Welche Rolle spielt die Erziehung?
Da gibt es immer noch eine geschlechtsstereotype Sozialisation. So werden Mädchen in der Familie viel stärker und viel früher zur Mitarbeit herangezogen – und zwar gerade wegen ihrer schnelleren Entwicklung. Mädchen bekommen im Alter von fünf oder sechs schon mal einen 20-Euro-Schein in die Hand gedrückt und dürfen einkaufen gehen, weil die Eltern wissen, die erledigen diese Aufgabe gewissenhaft.

Sollen die Mädchen dankbar dafür sein, dass sie eher den Tisch abräumen müssen?
Die Verantwortung, die damit einhergeht, ist etwas, das man für die Schule unbedingt braucht. Die Jungs machen das alles erst Jahre später. Mädchen werden viel früher zur Verantwortung erzogen – mit dem Effekt, dass sie sich nach der Schule besser sinnvoll beschäftigen. Erst einmal Hausaufgaben machen und dann rausgehen. Die Jungs hängen stattdessen vor dem Computer herum oder auf dem Fußballplatz und sagen sich: Hausaufgaben mache ich später. Die Zahlen sprechen ja eine deutliche Sprache: 40 Prozent der Jungs schaffen es auf eine weiterführende Schule und 40 Prozent auch auf eine Hochschule. Bei den Mädchen sind es 60 Prozent. Wir verlieren vor allem am unteren Rand viel zu viele Jungs. Schauen Sie sich diese 15-Jährigen an – da gehört fast jeder Vierte zur Risikogruppe der Bildungsarmen.

So viele?
Ja, und bei den Mädchen sind es unter zehn Prozent. Diese Jungs gehen uns dauerhaft verloren. Und zwar nicht nur im Beruf, sondern auch in Beziehungen, im privaten und gesellschaftlichen Leben. Viele Frauen wollen lieber einen nichterwerbstätigen Akademiker als jemanden, der keine Bildung hat. Das finden sie ganz furchtbar. Vielleicht bekommt man in solchen Beziehungen noch ein Kind, aber dann sagen sich viele Frauen: Erziehen werde ich es lieber alleine.

Was folgt daraus, dass Jungen ständig den Mädchen hinterherhinken?
Es ist nicht schön, wenn man im Kollektiv erlebt, schlechter abzuschneiden. Da entwickeln sich kollektive Reflexe: Alle Lehrer bevorzugen Mädchen, heißt es dann, oder: Alle Jungs sind genauso schlecht wie ich. Diese jungen Männer richten sich in einer Jungmänner-Kultur maximal ein.

Wie kann man diese Kulturen auflösen?
Indem schon die Schule mehr von dem anbietet, woran Männer Interesse haben. Damit sie auch mal Hand anlegen und draußen praktisch etwas machen können.

Aber handwerkliche Fähigkeiten werden doch in einer modernen Dienstleistungsgesellschaft gar nicht mehr nachgefragt.
Es ist in der Tat ein Problem, dass diese traditionellen Männerarbeiten im industriellen Sektor immer weniger nachgefragt werden. Wir müssen also diese jungen Männer von heute schon in der Schule viel mehr auf so genannte Mädchenjobs vorbereiten. Es gibt zwar viele Programme, um Frauen in von Männern dominierten Berufen Fuß fassen zu lassen, aber komischerweise ganz wenige Programme für Männer in Frauenfächern – die aber die Fächer der Zukunft sind. Wir werden in einer alternden Gesellschaft zum Beispiel mit Sicherheit viel mehr Pflegepersonal brauchen. Aber wer schult bitte junge Männer, damit sie solche Arbeiten übernehmen können?

Pflege gilt als völlig unterbezahlter Frauenberuf.
Insbesondere bei uns. In anderen Ländern sind auch dies akademische Berufe. Das wertet ein Berufsbild auf. Man muss die Bezahlung dieser Arbeiten verbessern. Die psychische Belastung bei der Pflege ist enorm, und von der körperlichen Belastung her würde ich Pflegeberufe Jobs auf dem Bau gleichstellen. Es wird in Zukunft auch um die Betreuung von kleinen Kindern gehen, weil es in der Zukunft mehr gut ausgebildete Frauen geben wird, die erwerbstätig sind – was ja auch zu wünschen ist. Momentan sind sehr viele Berufe im Dienstleistungssektor Frauenberufe. Das muss sich ändern.

Von den Chefärzten in deutschen Kliniken oder Klinikdirektoren sind geschätzte 90 Prozent Männer. Wie kommt's?
Weil wir in Deutschland bei den Frauen das Problem der Verein-

„Viele Jungs bekommen nicht nur keine Arbeit, sondern auch keine Beziehung“

barkeit von Beruf und Familie nicht im Griff haben. Viele Frauen bekommen irgendwann ein Kind, und dann gibt es nicht genügend Betreuungsplätze, damit die Frau weiter arbeiten kann. Und der Vater übernimmt seinen Anteil an Betreuung und Erziehung nicht. Man muss sich mal vorstellen, dass es schon als extrem ehrgeiziges und nicht zu erreichendes Ziel gilt, jedem dritten Kind in Deutschland einen Kitaplatz zu besorgen. Im Schnitt gelingt das bei weniger als jedem sechsten Kind. Im Vergleich zu Frankreich oder Norwegen ist das läppisch.

Sind Frauen nicht gewollt in der Arbeitswelt?
Sagen wir mal so: Ich glaube, es hat sich noch nicht richtig bei allen die Erkenntnis durchgesetzt, dass Frauen nicht nur gewollt sein sollten – sondern dringend benötigt werden. Nicht nur aus demographischen Gründen. Untersuchungen in den USA zeigen, dass Teams von Männern und Frauen im Arbeitsprozess sehr gewinnbringend sind, in jeder Hinsicht. Das machen sich deutsche Unternehmen zu wenig klar. Dadurch sind auch so wenige Frauen in den Netzwerken, die einen letztlich in höhere Positionen bringen. Daher sind es immer noch die Männer, die Chefs werden.

Sind Sie für eine Frauenquote?
Ich bin zumindest für Anschub- beziehungsweise Einführungsquoten, weil ein gewisser Anteil von Frauen gebraucht wird, um ein allgemeines Umdenken anzustoßen.

Wie schwer haben es denn berufstätige Frauen, nach dem Kinderkriegen wieder in den Job zu kommen?
Sehr schwer. Und je länger man unterbricht, desto schwerer wird es. Am Anfang spürt man es nicht so stark, man hat genug zu tun, wenn die Kinder klein sind. Das soziale Umfeld ist voller anderer Mütter, es gibt Aktivitäten rund um die Schule. Später aber, wenn das Kind von der Schule geht, bricht das alles weg. Selbst hoch gebildete, studierte Frauen leiden in diesen Phasen unter starken Selbstwertproblemen. Sie glauben, dass sie eigentlich gar keine Fähigkeiten haben. Dabei haben diese Frauen Kinder erzogen und in der Schule als Elternsprecherin gewirkt – alles Qualifikationen, die man gut ins Arbeitsleben einbringen könnte. Wer aber über viele Jahre vom Arbeitsprozess abgekoppelt ist, traut sich schlichtweg nichts mehr zu – das ist auch bei vielen Langzeitarbeitslosen so.

Ist „Bürgerarbeit“ eine Lösung? Also die Chance, für gemeinnützige Tätigkeit eine Art Lohn zu bekommen?
Ja. Erwerbstätigkeit gibt Menschen auch Würde, sie baut Selbstbewusstsein auf, bringt neue Kontakte. Würde erlangt aber nur, wer in der Lage ist, nicht nur unter Zwang tätig zu sein, sondern aufgrund eigenen Wollens. Das halte ich für absolut notwendig.

Sind Sie auch für Grundeinkommen?
Es ist die Frage, inwieweit wirklich alle Menschen ein Grundeinkommen bekommen sollen. Warum sollen Menschen, die das gar nicht nötig haben, eines beziehen können? Ich bin aber für einen Mindestlohn und für einkommensabhängige Transferleistungen. Warum bekomme ich etwa Kindergeld? Das haben andere viel nötiger.

Sehen Sie eigentlich durch die technologische Entwicklung wie das Internet mehr Chancen auf ein selbstbestimmtes Arbeiten? Dass man also nicht von neun bis fünf ins Büro gehen muss, sondern auch am Strand oder im Café seine Arbeit am Laptop erledigen kann.
Das ist eine virtuelle Mobilität, die aber ohne eine vorherige Interaktion mit realen Menschen nicht möglich ist. Man muss die Menschen, mit denen man per E-Mail vernetzt ist, schon kennen gelernt haben. Dann aber ist diese Mobilität hervorragend und kann vieles erleichtern.

Sozialforscher trauen sich manchmal Prognosen zu. In welche Richtung entwickelt sich unsere Arbeitswelt?
Weil ich keine wirklich ernst gemeinten Vorstöße zum Abbau von Bildungsarmut sehe, werden wir dauerhaft eine Schicht von mehr als zehn Prozent der Bevölkerung bekommen, die keine Möglichkeit hat, kurz-, mittel- und langfristig an der Gesellschaft teilzuhaben. Bei den Frauen befürchte ich einen weiteren Geburtenrückgang. Denn wenn sie aufgrund ihrer Bildung in gute Positionen kommen und feststellen, dass sich das mit Kindern nicht realisieren lässt, werden sie eher auf Kinder als auf die Karriere verzichten. Wir haben dann viele gut ausgebildete Frauen, die Karriere machen, aber keine Kinder haben, und auf der anderen Seite Frauen mit schlechter Ausbildung und Kindern. Es sei denn, wir legen ein höheres Tempo vor: beim Ausbau der Möglichkeiten zur Kinderbetreuung, dabei, Väter in die Erziehung einzubinden – und dabei, Vorurteile abzubauen wie jenes, dass eine Rabenmutter ist, wer seine Kinder von anderen betreut lässt. Daran müssen wir dringend arbeiten. ←

Mensch, Maschine!

Kleine und große Zahlen zum Thema

Erwerbstätige weltweit: 3 261 305 000

Quelle: ILO

Eingesetzte Industrie- und Serviceroboter weltweit: 6,5 Millionen

Quelle: International Federation of Robotics

Angesehenste Berufsgruppen in Deutschland: Ärzte, Pfarrer
Am wenigsten angesehene Berufsgruppen: Buchhändler, Politiker

Quelle: IfD Allensbach, 2008

572 Menschen starben 2008 bei Arbeitsunfällen

Quelle: Deutsche Gesetzliche Unfallversicherung

Erwerbslose in Deutschland (2009):

3,3 Millionen
Erwerbstätige in Deutschland: 40,2 Millionen
Arbeitnehmer: 35,8 Millionen
Selbstständige: 4,4 Millionen

Quelle: Statistisches Bundesamt

1900 erzeugte ein Landwirt mit seiner Arbeitskraft Nahrung für vier Personen, 1950 konnte er schon zehn Menschen ernähren, 2009 waren es aufgrund der Technisierung 133 Menschen.

Quelle: Deutscher Bauernverband

Arbeitslosenquote:

USA: 9,7 %
Spanien: 19,8 %
Österreich: 4,0 %
Deutschland: 7,0 %
EU: 9,6 %

Quelle: OECD, Mai 2010

Entwicklung der Arbeitsproduktivität seit dem Jahr 2000:

Deutschland: + 8 %
Estland: + 53,3 %
Dänemark: + 3,1 %
USA: + 20,3 %

Quelle: OECD, 2008

Durchschnittliche Wochenarbeitszeiten von Vollzeit-Erwerbstätigen (2007):

Deutschland: 40,3 Stunden
Großbritannien: 42,5 Stunden
EU: 40,5 Stunden
Südkorea: ca. 46 Stunden

Quelle: IAQ Report / OECD

Anzahl der Mitarbeiter weltweit:

Wal-Mart: 2.100.000
China National Petroleum: 1.649.992
Deutsche Post: 424.686
Volkswagen: 358.500

Quelle: Fortune, 2010

Erwerbstätigkeit nach Sektoren in Deutschland:

1950
Land- und Forstwirtschaft, Fischerei (primärer Sektor): 24,6 %
produzierendes Gewerbe (sekundärer Sektor): 42,9%
Dienstleistungsbereich (tertiärer Sektor): 32,5 %

2007
Land- und Forstwirtschaft, Fischerei (primärer Sektor): 2,1 %
produzierendes Gewerbe (sekundärer Sektor): 25,5 %
Dienstleistungsbereich (tertiärer Sektor): 72,4 %

Quelle: Statistisches Bundesamt

Anteil am Bruttoinlandsprodukt (2008):

Primärer Sektor: 0,88 %
Sekundärer Sektor: 30,16 %
Tertiärer Sektor: 68,97 %

Quelle: Statistisches Bundesamt

Immer dasselbe Lied

Nie wieder arbeiten müssen – für den Musiker Kimberley Rew ist dieser Traum in Erfüllung gegangen. Er schrieb einen Hit und lebt seitdem davon

Text: Christoph Dallach

„Katrina And The Waves" hieß die Band, für die Rew seinen Evergreen komponierte

Der britische Musiker Kimberley Rew gibt nur noch Konzerte an Orten, die er von seinem Haus aus bequem zu Fuß erreicht. In der Regel ist das der Hopbine Pub in Cambridge, einer verschlafenen englischen Universitätsstadt rund 100 Kilometer nördlich von London. Jeden Mittwoch tritt Kimberley Rew, ein gemütlicher Mann mit etwas Bauch und etwas Grau im Haar, dort auf. Eintritt nimmt er nicht.

Dafür leistet sich Rew den Luxus, bei seinen Konzerten seinen größten Hit sehr selten aufzuführen. Manchmal ruft einer aus dem Publikum: „Hey, spiel mal ‚Walking On Sunshine'", aber meistens wird genau diese Nummer übergangen. Kimberley Rew hält nichts davon, seinen Bestseller zu spielen: „Wer das Lied hören möchte", sagt er, „muss doch nur das Radio anmachen. Auf irgendeinem Sender läuft es immer."

Der Künstler ist ein bescheidener Mann, der ungern und selten Interviews gibt und lieber im Hintergrund bleibt. Er kann es sich auch leisten, das Leben sehr entspannt anzugehen, seit er vor einem Vierteljahrhundert „Walking On Sunshine" schrieb, die Art von Superhit, nach der ein Autor nie wieder einen Finger rühren muss. Selbst die Enkel seiner Enkel werden wohl ausgesorgt haben. Denn jedes Mal, wenn sein Hit irgendwo auf der Welt im Radio, im Fernsehen oder in einem Computerspiel dudelt, bekommt er Tantiemen.

Der beschwingte Sommer-Sonne-Gute-Laune-Mitschnipp-Dauerbrenner, den er für seine damalige Band „Katrina And The Waves" verfasste, läuft nicht nur weltweit im Radio rauf und runter, sondern auch in Hollywood-Blockbuster-Filmen wie „High Fidelity", „Herbie Fully Loaded", „Bean – Der ultimative Katastrophenfilm", „Kuck' mal wer da spricht!" oder „Moon". Auch in TV-Hit-Serien wie „The Simpsons", „Futurama" oder „Gilmore Girls" läuft Rews Gassenhauer. Obendrauf kommen Videospiele wie „Band Hero", „Lego Rock Band" oder „Singstar". Selbst „Bob der Baumeister" trällerte im Kinderfernsehen „I'm Working On Sunshine". Ein Lied, dem man kaum entkommen kann.

Als Kimberley Rew seinen Mega-Bestseller schrieb, wohnte er in einem winzigen Zimmer zur Miete. „Ich hatte damals kein Geld, aber Depressionen, wie so oft behauptet wird, hatte ich nicht", erinnert sich der Brite, der bis dahin in mäßig erfolgreichen Gitarrenbands musizierte. Eines Tages wollte er einfach nur ein Lied im Stil der alten Soulhits der sechziger Jahre komponieren. „Die Melodie dauerte ein wenig, aber als ich die hatte, ging es schnell mit dem Text. Ich merke immer, wann ein Song etwas besser als normal gelungen ist, aber ich hatte keine Ahnung, was für einen Treffer ich hier gelandet hatte." Anfangs war keine Plattenfirma an dem Lied interessiert. Ein kleines Label aus Kanada veröffentlichte es schließlich, ohne dass es jemand bemerkte. Der Radioerfolg stellte sich ein, als ein kluger Produzent noch ein paar Bläser zum Gitarrenpop hinzufügte. Das war 1985, und seitdem ist „Walking On Sunshine" zuverlässig weltweit jeden Sommer einer der meistgespielten Radiosongs.

Seine Heimatstadt Cambridge verlässt Rew nie. Keine Lust. Wie viel Tantiemen er auf seinem Konto angesammelt hat, verrät er nicht. „Über Geld sollte man nicht sprechen", sagt er. Sein Lied erklingt sogar, wenn man eine bestimmte elektrische Kinderzahnbürste einschaltet. Ist Kimberley Rew egal, was mit seiner Musik passiert, solange die Kasse klingelt? „Natürlich nicht", antwortet er empört. „Ohne meine Zustimmung läuft nichts. Die Zahnbürste fand ich super, indirekt sorge ich doch dafür, dass Kinder ihre Zähne putzen."

working poor

Viele Menschen sind trotz Erwerbstätigkeit arm, sie werden auch als „working poor" bezeichnet. Nach Angaben der International Labour Organization (ILO) lag die Zahl der arbeitenden Personen, die in Haushalten mit einem Einkommen von unter 1,25 US-Dollar pro Tag und Kopf leben, im Jahr 2008 bei 633 Millionen. In Haushalten mit einem Einkommen von unter zwei US-Dollar pro Tag und Kopf lebten im Jahr 2008 sogar 1,19 Milliarden. Diese Zahl ist immerhin seit 1998 kontinuierlich zurückgegangen – insgesamt um 244 Millionen (17,1 Prozent).

Das echte Leben

Viele Jugendliche absolvieren vor dem Studium oder der Ausbildung noch ein Freiwilliges Soziales oder Ökologisches Jahr. Anderen zu helfen ist ein gutes Motiv – herauszufinden, was man will, aber mindestens genauso. Hier erzählen vier von ihnen, was sie an der Arbeit reizt

Aufgezeichnet von Hanna Engelmeier

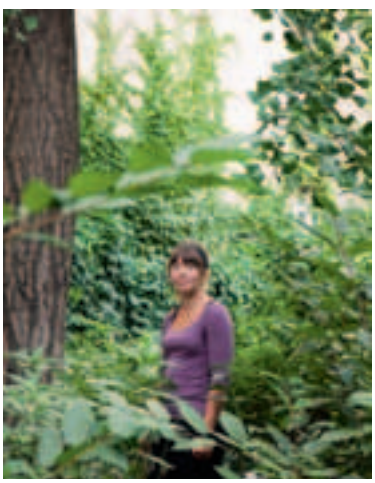
Maximilian Schell, 20, arbeitet für die Aktion Sühnezeichen Friedensdienste im Freiwilligen Sozialen Jahr in einem Altersheim und einem Archiv in Jerusalem/Israel.

→ Als ich mir die Frage gestellt habe, was ich nach dem Abitur machen möchte, habe ich bei Google „Freiwilliges Soziales Jahr“ und „Israel“ eingegeben. Aktion Sühnezeichen Friedensdienste war der erste Treffer, und ich war sofort von ihrer Arbeit überzeugt – auch, weil ich mich selbst als gläubig bezeichnen würde und sich die Organisation aus der evangelischen Kirche entwickelt hat. Seit letztem September arbeite ich nun in Jerusalem jeweils 20 Stunden in einem Archiv, das die Geschichte des jüdischen Volkes erforscht, und 20 Stunden in einem Altersheim, in dem viele alte Menschen leben, die während des Dritten Reichs aus Europa nach Israel emigriert sind. Ich habe Freude daran, wenn morgens ein Stapel ungeordneter Akten bei mir auf dem Tisch liegt, den ich dann am Nachmittag durchgearbeitet und sortiert habe. Das hört sich vielleicht trocken an, tatsächlich habe ich unglaublich viel dabei gelernt. Beispielsweise habe ich an einem Projekt mitgearbeitet, bei

dem es um Menschen ging, die zwischen 1920 und 1930 in Wien zum Judentum konvertieren wollten. Dabei bin ich mit vielen ganz persönlichen Schicksalen in Berührung gekommen, von denen ich sonst nie erfahren hätte. Dasselbe gilt auf ganz andere Art für das Altenheim, in dem ich arbeite. Einige der Bewohner haben im Nationalsozialismus sehr gelitten und wollten mit mir niemals Deutsch sprechen, obwohl sie es gekonnt hätten. Am Anfang meines Aufenthalts habe ich ein wenig Hebräisch gelernt und mich dann eben so mit ihnen verständigt. Mittlerweile komme ich mit allen gut aus, und einige haben scherzhaft geäußert, dass ich doch irgendwann als Leiter der Einrichtung wiederkommen solle – das dauert aber wohl noch eine Weile, denn erst einmal werde ich nach meiner Rückkehr nach Deutschland Medizin studieren.

Sarah Geißler, 21, ist im Freiwilligen Ökologischen Jahr in der Domäne Dahlem beschäftigt.

Die meisten Menschen wissen nicht, dass man auf Kühen auch reiten kann. Ich wusste es auch nicht, bis ich es bei meiner Arbeit mit den Kühen in der Domäne Dahlem gelernt habe. Dazu müssen aber die Kuh und der Mensch ein gutes Vertrauensverhältnis haben – das hat sich bei mir und den Kühen, die hier leben, seit dem Beginn meines Freiwilligen Ökologischen Jahres im letzten September definitiv entwickelt. Seit diesem Zeitpunkt arbeite ich auf der Domäne Dahlem, einer Art Freilichtmuseum mit einem Bauernhof, auf dem schon seit knapp 800 Jahren Landwirtschaft betrieben wird. Ich übernehme dort alle anfallenden Arbeiten, die ein Landwirt auch zu bewältigen hat: von Stallausmisten und Tiere-auf-die-Weide-Treiben bis hin zum Kartoffelsortieren, was nicht unbedingt meine Lieblingsarbeit ist, vor allem nicht, wenn man dazu bei fünf Grad in einem öden Raum sitzt. Trotzdem habe ich mich vom ersten Tag an auf dem Hof vollkommen richtig gefühlt, ganz im Gegensatz zu meiner Schulzeit. Ich habe endlich den Eindruck, etwas Sinnvolles zu tun. Wenn ich eine Matheklausur schreibe, interessiert das wirklich



niemanden und ändert nichts an der Welt. Es hilft sicherlich auch, dass ich den Eindruck habe, den anderen Freiwilligen hier geht es auch so wie mir. Ich habe noch nie vorher so viele Menschen um mich gehabt, bei denen ich dachte, dass sie auf meiner Wellenlänge sind. Wir sind eine Gruppe von Mädchen hier, die davon träumt, irgendwann mal ein Ökodorf zu gründen, auf dem wir es uns dann schön machen. Wenigstens wünschen darf man sich das ja. Erst mal werde ich aber meinen Freund davon überzeugen, dass auch für ihn Landwirtschaft das Richtige ist, damit wir zusammen auf einen Bauernhof ziehen können.

Alexandra Wolf, 22, arbeitet seit Januar 2010 als Freiwillige in der Suchthilfe Fixpunkt in Berlin.

Ich bin mit Punks aufgewachsen, von denen der eine oder andere ein Drogenproblem hatte. Und in dem Jugendclub in Rostock, in dem ich seit sieben Jahren ehrenamtlich arbeite, gibt es auch einige Leute, die von Kokain oder Alkohol abhängig sind. Von daher bin ich seit langer Zeit mit dem Thema Drogen vertraut und habe mir gezielt eine Arbeitsstelle für mein Freiwilliges Soziales Jahr gesucht, bei der ich meine Erfahrungen einsetzen konnte. Es war für mich nicht schwer, mich bei der Arbeit am Kottbusser Tor in Berlin, wo wir mit unserem Bus von Fixpunkt regelmäßig stehen, zurechtzufinden. Ich wusste ja schon, was viele drogensüchtige Klienten am dringendsten wollen: nicht genervt werden. Mal verschnaufen. Eine Gratiskippe rauchen. Denn deren Leben ist ja sehr stressig, ständig sind sie auf der Suche nach Stoff und Geld. Ich werde oft gefragt, ob ich keine Angst vor Infektionen oder Überfällen habe. Aber vor den Infektionen kann man sich gut durch Hygiene schützen, und die Klienten sind ja oft auf Heroin und somit völlig weggetreten. Wir kümmern uns hauptsächlich darum, dass sie saubere Spritzen und anderes hygienisches Zubehör bekommen, damit sich Infektionen und Abszesse nicht ausbreiten. Meine Arbeit besteht aber vor allem auch darin, das Lager für die ganzen Dinge, die wir in unserem Bus bereithalten, aufzufüllen und zu organisieren. Wir haben ja neben den Spritzen, Tupfern und so weiter auch Saft, Tee und Brote dabei. Im Bus selbst arbeite ich nur an drei Tagen in der Woche. Neben den 32 Stunden Arbeitszeit bei Fixpunkt muss ich im Moment allerdings auch noch einen kleinen Bürojob machen, denn von den 260 Euro Gehalt könnte ich mein WG-Zimmer und sonstigen Lebensunterhalt nicht finanzieren.

Kassandra Voß, 20, leistet ihr Freiwilliges Soziales Jahr in der Kita Sankt Laurentius in Berlin ab.

Seit dem letzten Winter habe ich ein Immunsystem wie ein Tier. Wenn man in einem Raum voller Kinder ist, die unterschiedlichste Krankheiten haben, und man sich bei allen einmal angesteckt hat, haut einen nichts mehr um. Der Winter war auch die Zeit meines Freiwilligen sozialen Jahres, während der mich die Arbeit am meisten angestrengt hat: Kleine Kinder werden wahnsinnig laut, wenn sie über mehrere Tage hinweg nicht draußen spielen können. Verglichen damit ist die Zeit jetzt im Sommer am schönsten – allerdings auch, weil ich nun schon seit elf Monaten mit den Kindern arbeite. Sogar diejenigen, die sich zuerst hinter ihrem Arm versteckt haben, wenn eine der Erzieherinnen sie angesprochen hat, laufen jetzt auf mich zu und reden wie ein Wasserfall. Eigentlich wollte ich nach dem Abitur gleich Psychologie studieren, habe dann aber keinen Studienplatz bekommen und wollte mir auch noch mal in Ruhe überlegen, ob das Studium wirklich das Richtige für mich ist. Deshalb habe ich mich für ein Freiwilliges Soziales Jahr entschieden: um auch einmal praktische

Berufserfahrungen zu sammeln. Zuerst habe ich mir eine Stelle im Herzzentrum angeschaut, dort aber schon am Hospitationstag gemerkt, dass mir Krankenhausarbeit überhaupt nicht liegt, schon allein durch den extrem frühen Arbeitsbeginn. Durch die Arbeit in der Kita habe ich nun herausgefunden, was ich wirklich beruflich machen möchte. Mehrere Kinder hier bekommen Ergotherapie, und die Arbeit der Therapeuten hat mir so gut gefallen, dass ich selbst ab Oktober eine Ausbildung zur Ergotherapeutin anfangen werde. Dann möchte ich auch bei meinen Eltern ausziehen, bei denen ich im Moment noch wohne. Von den 220 Euro, die ich im Monat für meine Arbeit in der Kita erhalte, spare ich immer einen kleinen Teil, um mir den Auszug und auch mal einen Urlaub leisten zu können. ←

Schon seit 1964 wird das Freiwillige Soziale Jahr für 16- bis 27-Jährige angeboten. Vom 1. August oder 1. September jedes Jahres an können Freiwillige gegen ein Taschengeld und eventuell Unterkunft und Verpflegung soziale Dienste in Krankenhäusern, Altenheimen, Behinderteneinrichtungen, aber auch kulturellen Institutionen im In- und Ausland leisten.

Adressen, bei denen du dich bewerben kannst, findest du auf **fluter.de/arbeit**

Irgendwas mit Medien

Man muss ja nicht unbedingt Architekt oder Anwalt werden: Austin Visschedyk, 17, arbeitet als Fotograf in Hollywood

Fotos: Lauren Greenfield

1

2

3

01 Lindsay Lohan ruft an: Viele Promis mögen Austin lieber als die anderen Paparazzi, weil er noch ein Kind ist

02 Manchmal besteht der Job nur aus Warten

03 Austins Mutter ist mächtig stolz auf ihren Sohn

04 Früher war er mit dem Fahrrad unterwegs, heute mit dem BMW. Über Austin wurde sogar schon ein Dokumentarfilm gedreht *(www.teenagepaparazzo.com)*

4

5

6

05 Austin hat kein Problem damit, den Schauspielern in Hollywood aufzulauern

06 „Abschuss" nennen es die Paparazzi, wenn sie einen Promi erwischen

07 Manchmal sieht Austins Arbeitsplatz auch so aus

08 Am Rechner schaut Austin, ob sich seine Fotos an die Magazine verkaufen lassen

7

8

1 von 3

„Ich sehe das als Weiterbildung“

Steini, 33, sitzt jeden Tag vor dem Supermarkt, neben ihm liegen zwei Hunde, vor ihm steht ein kleiner Becher, in den die Menschen Münzen werfen. Manche geben ihm auch einen Pfirsich oder einen Riegel Hundefutter

Interview: Oliver Gehrs, Illustration: Carolin Löbbert

Warum arbeitest du nicht?
Das ist ja eine Art Arbeit. Ich sitze hier sechs Tage in der Woche, oft schon um neun. Da kommen schon ein paar Stunden zusammen.

Lohnt es sich denn?
Kommt auf den Tag an. Manchmal sind es nach sieben Stunden nur vier Euro, manchmal aber auch 15.

Warum bettelst du überhaupt?
Moment. Ich bettele nicht, ich schnorre. Ich sitze ja nicht hier mit einem Schild, auf dem „Ich habe Hunger“ steht. Ich entertaine die Leute. Hier geht keiner vorbei, der danach nicht ein Lächeln auf dem Gesicht hat.

Hast du nie gearbeitet?
Schon. Ich habe sogar eine Ausbildung als Gärtner und Landschaftspfleger. Ich kann auf Bäume klettern, und einen Lkw-Führerschein habe ich auch. Aber meine Firma hat irgendwann Pleite gemacht, danach habe ich Hartz IV bekommen, und dann sollte ich so seltsame Ein-Euro-Jobs annehmen. Aber das läuft nicht mit mir. Ich finde, für ehrliche Arbeit soll man auch ehrliches Geld bekommen. Und mir für weniger als fünf Euro in der Stunde das Kreuz zu ruinieren – darauf habe ich keine Lust. Ich bin raus aus dem System. Ich will nichts vom Staat, und der Staat bekommt nichts von mir.

Lebst du nur von dem Geld, das du schnorrst?
Sag das mal keinem, aber ab und zu arbeite ich eben schwarz. Da bekomme ich so zwischen sieben und zehn Euro die Stunde. Ich gebe ja nicht allzu viel aus. Zum Wohnen habe ich zum Beispiel einen alten Bauwagen.

Ist der Hund neben dir so eine Art Marketingmaßnahme, damit du mehr Mitleid bekommst?
Mitleid will ich gar nicht haben. Der Hund ist mir zugelaufen, den wollte keiner. Ich schaffe mir doch kein Tier an, damit es beim Schnorren besser läuft.

Hat es dich Überwindung gekostet, als du dich zum ersten Mal hier vor den Lidl gesetzt hast?
Ja, klar. Das erste Mal ist schwer. Es kommen ja auch ständig Leute, die sagen: Geh arbeiten! Meistens sind das selbst Arbeitslose. Am schlimmsten sind die Hartz-IV-Empfänger.

Wissen deine Eltern, was du machst?
Klar. Die finden das nicht so schlimm. Die wissen ja, was ich draufhabe.

Wirst du irgendwann wieder normal arbeiten?
Ich denke schon. Ich habe ja viele Qualifikationen. Ich darf zum Beispiel Lastwagen bis zu 40 Tonnen fahren, selbst Bagger. Außerdem bin ich ein Multitalent. Das ist ja beim Schnorren überhaupt das Allerwichtigste. Ich sehe das hier sowieso als eine Art Weiterbildungsmaßnahme – vor allem in Sachen Überleben.

Weitermachen

Seit zehn Jahren leiten Arbeiter in Argentinien eine Fliesenfabrik. Sie wollten nicht auf der Straße sitzen, als das Unternehmen Konkurs anmeldete. Also machten sie weiter. Die Geschichte einer Revolution

Text: Karen Naundorf

Auf dem Höhepunkt der Wirtschaftskrise vor knapp zehn Jahren gab es in Argentinien viele Demonstrationen: Hier machen die Frauen entlassener Arbeiter Lärm

Früher standen in der Fliesenfabrik Aufpasser auf Gerüsten, und die Arbeiter standen bis zu 16 Stunden am Fließband. Heute ist es viel ruhiger

→ Als Alejandro López bei Zanón am Fließband anfing, war er 20 und wollte einfach nur Geld verdienen. Fabrik, das war Arbeit, ein notwendiges Übel. Leben, das war woanders. Von seinem ersten Lohn kaufte er sich eine neue Jeans und Turnschuhe.

Heute, mit 38, ist Zanón sein Leben. Als die Fliesenfabrik pleiteging, besetzten er und die anderen Arbeiter den Betrieb. Schalteten die Maschinen wieder an und produzierten weiter. Wehrten sich gegen Zwangsräumungen, Drohungen und Kugelhagel. Inzwischen leiten die Arbeiter die Fabrik in der Provinz Neuquén, im nördlichen Patagonien, seit bald zehn Jahren. Unabhängige Medien feiern sie wie Superhelden im Kampf gegen die Arbeitslosigkeit. Doch Politiker und Unternehmer in der Region sind besorgt: Wenn das Beispiel Zanón Schule macht und die Arbeiter Erfolg haben, könnten auch die Belegschaften anderer Betriebe widerspenstig werden.

Dabei ist das längst geschehen. In rund 200 argentinischen Fabriken haben Arbeiter seit der Wirtschaftskrise 2001 das Kommando übernommen – Zanón ist die bekannteste von ihnen. „Wir mussten weitermachen“, sagt Alejandro und wendet den Blick nicht vom Fließband. Neben ihm steht eine kleine Gasheizung, deren Wärme sich in der hohen Halle schnell verliert. „Wo hätten wir sonst Arbeit finden sollen?“ Für Arbeitslose gibt es in Argentinien nach zwölf Monaten Arbeitslosengeld so gut wie keine staatlichen Hilfen mehr.

In der Fabrik, in der es keinen Chef mehr gibt, stampft und donnert es. Alle Maschinen sind besetzt. Hinten in der Halle, wo die rötliche Tonerde angeliefert wird, ist es staubig. Dort, wo sie in Fliesenform gepresst wird, trocken und laut. „Pffffft“ macht die Presse, 230 Kilo pro Quadratzentimeter drücken auf den Lehm. Frisch gestanzte Vierecke fahren dann auf einem Fließband durch die Halle. Zu Alejandro, der die braungraue Glasur kontrolliert, mit der sie bedeckt werden.

Als er vor fast zwanzig Jahren in der Fabrik anfing, stand über dem Eingangsportal: „Bei Zanón zu arbeiten ist ein Privileg.“ „Schönes Privileg“, dachte Alejandro, als wenig später Stellen und Gehälter gekürzt wurden, obwohl die Fabrik gut lief. Bis zu 16 Stunden am Stück musste er arbeiten. Auf Metallgerüsten standen Aufpasser.

Nur selten lief Fabrikchef Luigi Zanón selbst durch die Hallen, grüßte freundlich und legte ausgewählten Arbeitern jovial die Hand auf die Schulter. Das war seine Art, den Aufpassern zu zeigen, wer ihm nicht gefiel. Wenig später wurden diese Arbeiter entlassen. Die meiste Zeit regierte Zanón die Fabrik von einem bequemen Ledersessel aus, immer ein Lächeln auf den Lippen. Der Fabrikboss soll die Gewinne außer Landes geschafft haben. „Er wollte rausholen, was ging, und dann dicht machen“, sagt Alejandro. „Vom Staat hatte er

Millionenkredite bekommen und dachte nicht daran, das Geld zurückzuzahlen.“ Den Flachbau mit begrüntem Innenhof, in dem der Firmenboss saß, nennen die Arbeiter heute noch das „Pentagon“, wie das amerikanische Verteidigungsministerium – das Zentrum der Macht.

Als 120 Angestellte entlassen werden sollten, rumorte es in der Fabrik. Weil sie dort nicht in Ruhe reden konnten, organisierten die Arbeiter ein Fußballturnier. Bei Bier und Grillwürstchen planten sie die Abwahl der bisherigen Gewerkschafter, die vermutlich für ihr Stillhalten bezahlt wurden. „Dann gingen wir zu Luigi Zánon und forderten bessere Arbeitsbedingungen“, erzählt Alejandro. Doch der Fabrikbesitzer versuchte gar nicht erst zu verhandeln. Er bat die Abgesandten lediglich, die anderen Arbeiter ruhig zu halten. Er bot ihnen Geld und lud sie auf eine Italienreise ein. „Aber wir waren nicht bestechlich“, sagt Alejandro.

In rund 200 Fabriken haben die Arbeiter das Kommando übernommen

Nach dieser Unterredung zahlte der Fabrikchef den Arbeitern monatelang keine Löhne aus. Noch aber hielten die Arbeiter still. Erst als der 20-jährige Angestellte Daniel Ferrás nach einem Kreislaufstillstand starb, weil die Sauerstoffflaschen im Erste-Hilfe-Raum leer waren, gingen die Arbeiter auf die Straße. Die Folge: Luigi Zanón schloss die Fabrik, meldete Konkurs an und kündigte allen Mitarbeitern. Doch die ließen sich nicht vertreiben: Sechs Monate zelteten sie aus Protest vor den Hallen. Die Menschen in Neuquén brachten ihnen Essen, die Lehrergewerkschaft demonstrierte mit. Anfangs bewachten Zanóns Sicherheitsleute noch das Gelände, doch auch sie wurden irgendwann nicht mehr bezahlt und gingen. „Dann“, sagt Alejandro, „besetzten wir die Fabrik und brachten die Maschinen wieder in Gang.“

Das war im März 2002. Seitdem sind die Brennöfen in Dauerbetrieb. Die Arbeiter kommen in drei Schichten. Pünktlich, 15 Minuten vor Arbeitsbeginn, obwohl kein Chef auf die Uhr schaut. Wer oft zu spät ist, krank feiert oder mit den Compañeros streitet, muss sich vor der Betriebsversammlung rechtfertigen. „Das wollen die wenigsten“, sagt Alejandro. In den ersten Jahren hatte er einen führenden Posten. Doch damit es in der Kooperative keine Chefs und Untergebenen gibt, rotieren die Jobs. „Seit einem Jahr stehe ich wieder an der Maschine.“ Es ist die gleiche wie vor fast zwanzig Jahren. Aber alles ist anders.

Konzentriert schaut Alejandro auf die Fliesen, die auf dem Band an ihm vorbeifahren, bis zu 50 pro Minute. Wenn einer eine Ecke fehlt, wirft er sie auf eine Schubkarre. Neben ihm steht ein kleiner Tisch, darauf ein Becher mit Mate-Tee. „Der hilft mir, die Nachtschicht durchzustehen. Früher durften wir keine Getränke am Platz haben.“

Die anderen nennen Alejandro „Cabezón“. Dickschädel heißt das, aber auch „großer Kopf“. Ein Arbeiter am Band nebenan tippt sich bewundernd an die Stirn: „Weil da viel bei ihm drin ist.“ Er selbst sei zuerst gegen die Besetzung gewesen. „Ich bin gegangen, ich glaubte nicht an den Erfolg. Aber dann brauchten sie Fachkräfte und stellten mich wieder ein.“ Auf seiner Jacke steht der neue Name der Fabrik: Zanón heißt jetzt auch Fasinpat, das steht für Fábrica Sin Patrón, Fabrik ohne Chef.

Als die Fabrik pleiteging, hatte Zanón 240 Arbeiter. Heute, ohne Boss, sind es 431. Zanón ist in Argentinien berühmt, auf dem Hinterhof finden Rockkonzerte statt, zu der Band „Attaque77“ kamen 15 000 Fans. Seit einem Jahr ist neben der Kantine eine Abendschule untergebracht, 25 Arbeiter gehen nach Schichtende aufs Gymnasium. Im Pentagon, in dem einst Luigi Zanón herrschte, gibt es jetzt Fanartikel für Besucher: Jacken, Pullis und Basecaps mit dem Fasinpat-Logo. „Als wir nach Buenos Aires fuhren, konnte ich es nicht fassen“, sagt ein Mechaniker, den alle nur „Foca“ nennen, die Robbe. „Die Leute in der U-Bahn sahen unsere Fabrikkleidung und feierten uns, als wären wir die Nationalelf.“ Die Heldensage der mutigen Arbeiter von Zanón sprach sich herum, längst bitten die Belegschaften anderer Fabriken um Rat. Ein Kinderbuch erzählt die Geschichte der Fabrikbesetzung, damit sie auch die Kleinsten verstehen.

Doch die wahre Geschichte von Zanón ist kein fröhliches Sommermärchen: Als die Arbeiter die Fabrik besetzten, drang die Polizei in die Wohnung von Alejandros Freund Raúl ein und bedrohte dessen Töchter. Die Ehefrauen von zwei Arbeitern wurden entführt und verprügelt. Bei einer Demo schossen Polizisten mit scharfer Munition auf einen Teilnehmer, der ein Auge verlor. Und das sind nur drei von vielen Episoden. Mehrfach hatten Rich-

Man nennt Alejandro hier „cabezón“, Dickschädel. Der Name würde aber zu den anderen auch gut passen

An der Stechuhr wird registriert, wie lange jemand gearbeitet hat. Auch heute sind die Arbeiter oft bis nach Mitternacht in der Fabrik - zum Diskutieren

ter entschieden, dass die Fabrik zwangsgeräumt werden soll. „Doch die Menschen kamen zu Tausenden, hielten sich an den Händen und stellten sich vor die Fabrik“, sagt Alejandro. Die Gerichtsvollzieher fuhren wieder ab. „Die Leute sind auf unserer Seite. Wir kennen uns aus dem Supermarkt, von der Bushaltestelle. Sie wissen, dass wir keine Verbrecher sind und die Fabrik nicht für uns wollen. Wir fordern eine Verstaatlichung, Gewinne sollen an die Gemeinde gehen. Schließlich schuldet Luigi Zanón dem Staat Millionen.“

Die Politiker hoffen, dass Zanón pleitegeht, damit niemand dem Beispiel folgt

Als bei einer Demonstration ein Polizist einen Lehrer erschoss, war die Bevölkerung die Politik der harten Hand endgültig leid, und auch die Provinzregierung schwenkte um. Ein Richter entschied am 12. August 2009: Die Fabrik muss enteignet und den Arbeitern übergeben werden. Doch bisher hat die Provinzregierung den Beschluss nicht umgesetzt. „Die Politiker spielen auf Zeit“, sagt Alejandro. „Sie hoffen, dass wir pleitegehen, bevor die Fabrik uns gehört. Wir greifen die Interessen des Kapitals an, deshalb sind wir für viele Feinde. Seit wir die Fabrik leiten, kauft die Provinz keine Fliesen mehr bei Zanón.“

Es ist 22 Uhr, Beginn der Nachtschicht. Im Licht der Neonröhren treffen sich die Arbeiter zur Krisensitzung in der Kantine. Die internationale Finanzkrise hat auch die Fliesenfabrik getroffen. Es wird weniger gebaut in Argentinien, und die Konkurrenz aus China ist billiger. Der Einkauf stockt, weil Geld fehlt, die Tonerde reicht nur noch für wenige Tage. Ohne Tonerde keine Produktion. Die Lohnbuchhaltung ist bald zahlungsunfähig, weil seit Monaten zu wenig Geld reinkommt.

Die Maschinen bei Zanón sind bis zu 20 Jahre alt. Sie sind langsam und brauchen viel teure Energie. „Die private Fliesenfabrik nebenan bekam einen Millionenkredit. Mit einer einzigen neuen Anlage stellen die so viele Fliesen her wie wir mit zehn“, sagt Alejandro. „Wir brauchen dringend neue Technologie, damit wir mehr und billiger produzieren können.“ „Seit zehn Jahren flicken wir an den Maschinen herum“, beschwert sich auch Robbe, der Mechaniker. „Wir bräuchten zumindest neue Ersatzteile.“ Doch so lange die Enteignung rechtlich nicht durch ist, können die Arbeiter den Banken keine Sicherheiten bieten. Keine Sicherheiten, kein Kredit, keine neuen Maschinen.

Für Unmut sorgt auch das Thema Lohn. Alle bekommen den gleichen, egal ob sie viel oder wenig produzieren. Wer macht schon gerne Nachtschicht, arbeitet freiwillig am Wochenende? „Leute, wir müssen zusammenhalten“, sagt Alejandro. „Lasst uns nicht gegeneinander kämpfen. Wir müssen produzieren und allen zeigen, dass wir es können.“ Tatsächlich haben die Arbeiter keine Wahl. Welcher Unternehmer stellt schon einen ehemaligen Fabrikbesetzer ein? Erst weit nach Mitternacht ist die Sitzung vorbei. Am Ende steht fest: Die Arbeiter gehen wieder auf die Straße. Sie wollen demonstrieren und die Durchsetzung der Enteignung fordern. Ohne Kredite haben sie keine Chance.

Minuten später steht Alejandro wieder an der Maschine, prüft die Dicke der Glasur der Fliesen. „Es ist keine einfache Situation. Aber jetzt entscheiden wir wenigstens selbst über unser Schicksal.“ Bedächtig trinkt er einen Schluck Mate-Tee. Kein Aufpasser hindert ihn daran. ←

Unsere Autorin Karen Naundorf arbeitete als Cowgirl in Disneyland und renovierte Lehmwände von nepalesischen Landschulen mit einer Mischung aus Erde und Kuhmist, bevor sie studierte, auf die Journalistenschule ging und dann nach Südamerika zog, um dort als Korrespondentin zu arbeiten.

Heile, heile Gänschen:
Hier war Roland Roos am Werk

Ganz schön kaputt

Wie einer auf die Idee kam, heimlich Sachen zu reparieren

Der Schweizer Künstler Roland Roos war nach seinem Studium ein bisschen genervt. Man hatte ihm eingebleut, dass es in seinem Beruf vor allem darum ginge, sich mit neuen Kunstwerken erfolgreich am Markt zu positionieren. Aber das gefiel ihm nicht. Er überlegte, ob es nicht eine Möglichkeit gäbe, Kunst mit bestehenden Objekten zu machen, statt ständig komplett neue zu erschaffen. Und so entstand das Projekt „Free Repair“. Zwei Jahre lang zog Roos, der glücklicherweise auch mal eine Ausbildung zum Elektromonteur gemacht hatte, mit seinem Werkzeugkoffer durch Europa und reparierte heimlich kaputte Dinge, die ihm in den Straßen so auffielen. Schilder, Briefkästen, abgesprungene Fliesen und auch mal einen platten Autoreifen. Roos betrachtete seine Arbeit als ironischen Kommentar zu der Wegschmeißkultur und zu einer Welt, in der immer mehr standardisiert wird. Wenn er fertig war, machte Roos Fotos von den Instandsetzungen, verkaufte sie und verdiente sich so ein bisschen Geld für neues Material. Mit den Eigentümern hatte der Künstler bis auf ein paar Ausnahmen keinen Kontakt, bedankt hat sich natürlich auch nie jemand bei ihm. Aber darum ging es ja auch gar nicht. Roland Roos sagt, ihm gefalle ganz einfach die Vorstellung, dass jemand eines Abends nach Hause kommt und sich nicht erklären kann, wie sein Gartenzaun repariert wurde.

Aus dir wird nichts

Von wegen: Manchmal läuft es genau andersrum

Thomas Alva Edison, 1847-1931
Wie es anfing Er geht insgesamt nur etwa drei Monate zur Schule und fliegt dann raus. Anschließend unterrichtet ihn seine Mutter.
Tiefpunkt Thomas Alva Edison verkauft Süßigkeiten und Zeitungen in Eisenbahnzügen.
Durchbruch Im Alter von 30 erfindet er den Phonografen, der zum Plattenspieler weiterentwickelt wird, später folgt die für die Serienfertigung geeignete Glühbirne. Edison wird einer der berühmtesten Erfinder der Geschichte.

Marie Curie, 1867-1934
Wie es anfing Sie wächst im damals zum Russischen Reich gehörenden Teil Polens auf und besteht ihr Abitur als Klassenbeste.
Tiefpunkt Weil Frauen in ihrer Heimat nicht studieren dürfen, arbeitet sie als Hauslehrerin.
Durchbruch Sie zieht zum Studium nach Paris, entdeckt die Radioaktivität, erhält den Nobelpreis für Physik und auch noch den für Chemie.

Hans Wall, *1942
Wie es anfing Er leidet unter seinem strengen Vater, hat schlechte Noten und bricht die Schule ab.
Tiefpunk Hans Wall knackt einen Bananencontainer und muss in den Jugendarrest.
Durchbruch Wall wird mit an öffentlichen Toiletten und Wartehäuschen angebrachten Werbeflächen Millionär.

Joanne K. Rowling, *1965
Wie es anfing Sie wächst in einer Kleinstadt im Südwesten Englands auf. Sie ist schüchtern, in Mathe und Sport ist sie schlecht.
Tiefpunkt Sie traut sich nicht, ihre Texte einem Verlag anzubieten, arbeitet im Ausland als Lehrerin und hat verschiedene Bürojobs. Nach ihrer Rückkehr nach England ist sie alleinerziehend und bezieht kurz Sozialhilfe.
Durchbruch
Ihre Harry-Potter-Bücher verkaufen sich weltweit über 400 Millionen Mal. Joanne K. Rowling wird eine der reichsten Frauen Großbritanniens.

Nur drei Monate Schule:
Erfinder Thomas Alva Edison

Schwarzer Tag

Auf der Flucht vor der Polizei, auf der Suche nach Kunden: unterwegs mit rumänischen Autoscheibenwischerinnen

Text: Arne Semsrott, Foto: Tobias Kruse

→ „Fast jeden Tag kommen die Polizisten", sagt Anca auf Rumänisch und knotet ihre langen, dunklen Haare zu einem Zopf zusammen. „Die wollen uns nicht arbeiten lassen."

Aber Anca arbeitet. Sie wartet die Grünphase der Autos an der Kreuzung ab. In der einen Hand hält sie einen Haushaltswischer, den es für vier Euro im Baumarkt gibt, in der anderen eine Plastikflasche mit Spülwasser. Unruhig wippt sie von einem Fuß auf den anderen. Als die Ampel auf Rot springt, läuft sie los: winkt dem ersten Autofahrer fröhlich mit dem Wischer zu, malt auf das zweite Autofenster mit einer geübten Bewegung ein Herz aus Spülwasser. Mit noch einem Strich wird ein Apfel daraus.

Der Fahrer winkt zwar ab, aber Anca besprüht die Windschutzscheibe schon mit Spüli und verteilt den Schaum auf dem Fenster. Drei, vier kräftige Züge mit der Rückseite des Wischers, und die Scheibe ist wieder trocken.

„Bei Sonne gibt es mehr Geld", sagt Anca. Die Wolken am Himmel sind grau. Ancas Pulli, den sie um die Hüfte und über den langen Rock gebunden hat, ist vom Spülwasser schon ganz nass. In der Stunde verdient sie knapp fünf Euro. Als ihr ein Polo-Fahrer eine Zwei-Euro-Münze durch den Fensterschlitz zusteckt, grinst sie über das ganze Gesicht.

Meistens bekommt sie aber nichts. Viele Autofahrer heben abwehrend die Hände, wenn sie das Mädchen sehen, andere hupen. Ein bärtiger Trucker kurbelt das Fenster herunter und schreit sie an: „Is doch schon sauber!"

Im Juli ist Anca mit ihren Eltern aus der rumänischen Hauptstadt Bukarest nach Berlin gekommen, im Winter wollen sie zurück. In Rumänien finden sie keine Arbeit, sagt Anca, hier arbeitet der Vater schwarz auf dem Bau, die Mutter als Putzhilfe. Anca ist fürs Autowaschen am Kottbusser Tor zuständig.

Ob sie statt zu arbeiten nicht lieber in Rumänien in die Schule gehen möchte? „Nein, ich war ja schon vier Jahre in der Schule", sagt sie. Außerdem mache ihr die Arbeit Spaß. Aber welche Pläne hat sie für die Zukunft? „Bald werde ich sicher heiraten, vielleicht irgendwann ein Haus bauen." Anca ist 14 Jahre alt. Sie ist zum ersten Mal in Berlin, ihre Eltern waren schon öfters hier. „Ich vermisse meine Geschwister in Rumänien sehr", sagt sie.

Als der Himmel ein wenig aufklart, wechselt das zierliche Mädchen auf eine andere Straße der Kreuzung. Die Grünphase dauert hier 20 Sekunden, die Rotphase eine Minute. Genug Zeit, zwei Windschutzscheiben zu putzen. Als sie auf einen Lkw zugeht und sich kurz umblickt, erschrickt Anca, rennt schnell durch die Autoreihen und wirft ihr Geld in einen

Busch. Drei Männer laufen auf sie zu und umringen sie, drei Frauen kommen noch dazu. Eine von ihnen nimmt Anca die Spülmittelflasche aus der Hand und gießt sie aus, einer der Männer nimmt den Wischer an sich und durchsucht ihre Tasche. Er trägt eine Sonnenbrille, Baseballcap und schwarze Handschuhe mit extra Polsterung am Handrücken, wie sie sonst Türsteher tragen. Polizisten in Zivil.

„Das Putzen der Scheiben ist eine Ordnungswidrigkeit", erklärt einer der Beamten, während er die Münzen aus dem Gebüsch fischt. „Viele Autofahrer sind davon genervt." Das Geld und der Wischer werden von den Polizisten mitgenommen, Anca muss den Platz vorübergehend verlassen. „Was heißt Platzverweis auf Rumänisch?", fragt der Polizist mit der Sonnenbrille. Die Aktion sei keine Besonderheit, meint er. „Manchmal putzen hier an der Kreuzung zehn Leute, die verstoßen damit aber gegen verschiedene Gesetze."

Nach fünf Minuten ist Anca wieder zurück. Sie wirkt erleichtert, als sie im Gebüsch noch drei Euro und fünfzig Cent findet.

Inzwischen sind einige Bekannte von Anca am Kottbusser Tor angekommen und diskutieren über den Polizeieinsatz. „Die stecken das Geld doch in die eigene Tasche", sagt einer.

Zumindest kann erst mal nicht weitergearbeitet werden, die Zivilpolizisten patroullieren in den nächsten Stunden rund um die anliegenden Häuserblocks. Anca holt sich aus ihrer Wohnung am Hermannplatz in Neukölln einen Ersatzwischer. „Es ist ein Spiel", erklärt sie. „Mal wird man geschnappt, mal nicht."

Als am späten Nachmittag die Rush-Hour beginnt und sich BMWs, Fords und Polos auf den Straßen vor den Dönerläden stauen, ist Anca wieder da – und hat Unterstützung mitgebracht. Vier Freundinnen widmen sich, allesamt mit Wischern und Spülmittel ausgerüstet, den endlosen Autoschlangen. Würden sie nicht lieber eine legale Arbeit annehmen, vielleicht in einer Tankstelle? Ja, meinen die Mädchen, aber Hauptsache, sie können arbeiten und Geld verdienen, das sie zum Überleben brauchen. An eine Arbeitserlaubnis komme man schließlich nicht so einfach, schließlich brauche man dafür einen festen Wohnsitz.

Wie am Fließband arbeitet die Truppe die Autoreihen ab. Die Mädchen singen während der Grünphasen und feixen mit den Fahrern großer Limousinen. Angst hätten sie bei ihrer Arbeit nicht, sagen sie. Aber ein dickes Fell ist nötig, wenn sie angehupt und beschimpft werden. Viele Fahrer im Feierabendverkehr sind gestresst, die Stimmung ist angespannt, unverzagt werden trotzdem Spülwasserherzen auf Windschutzscheiben gesprüht. ←

Herzen aus Spülmittel, Tänze aus Rumänien: Viele Fahrer winken schon von Weitem ab, manche hupen oder schimpfen. Anca und ihre Freundinnen müssen ein dickes Fell haben

Unser Autor Arne, 22, hat auch schon ganz schön viele Jobs gemacht. Nach seinem Abitur war er im Rahmen eines Freiwilligen Sozialen Jahres Betreuer in einem Roma- und Sinticamp in Rumänien, anschließend hat er bei Amnesty International und „Reporter ohne Grenzen" mitgemacht. Nun will er Politik studieren.

Geschäftsführer:
91 180

Anwalt:
82 161

Unternehmensberater:
76 240

Was gibt's?

Über Geld spricht man nicht? Wir schon. Ein paar Zahlen zu Löhnen und Gehältern

Arbeitskosten (Bruttoverdienst und Lohnnebenkosten) pro geleisteter Stunde im verarbeitenden Gewerbe
(Quelle: Statistisches Bundesamt)

Deutschland (2008):
33,90 Euro
(Quelle: Statistisches Bundesamt)

Polen (2008):
7,00 Euro
(Quelle: Statistisches Bundesamt)

Infografik: Ole Häntzschel, Foto: Juliane Eirich

Bis 8004 Euro:
steuerfrei

Ab 8005 Euro:
14 %

Mehr als 52 882 Euro:
42 %

Mehr als 250 731 Euro:
45 %

Universitätsabschluss:
70 163 Euro

Wer mehr verdient, muss auch mehr Steuern zahlen:
Quelle: Bundesfinanzministerium

Wer verdient was? Bruttojahresgehalt bei Vollzeitbeschäftigung 2006 in Euro
(Quelle: Statistisches Bundesamt)

Angestellter Arzt:
75 733

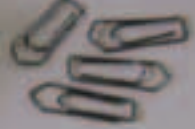
Lehrer (Gymnasium):
46 628

Gärtner:
27 234

Friseur:
15 787

Frauen verdienen in Deutschland im Durchschnitt 23 Prozent weniger als Männer (2009)
Quelle: Statistisches Bundesamt

Frauen in Dax-Vorständen:
4

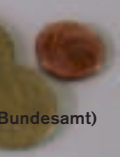


Männer in Dax-Vorständen:
181

Vorstände von Dax-30-Unternehmen:
Quelle: Simon-Kucher & Partners, 2010

Bulgarien (2008), der EU-Letzte:
2,20 Euro
(Quelle: Statistisches Bundesamt)

Sri Lanka (2007):
0,41 Euro
(Quelle: Statistisches Bundesamt)



1995:
14,9%

Anteil des Billiglohnsektors (weniger als 9,06 Euro pro Stunde) in Deutschland
(Quelle: IAQ)

2008:
20,7 %

Menschen, die in Deutschland im Jahr 2008 für weniger als 5 Euro die Stunde arbeiteten:
1,15 Millionen
(Quelle: IAQ)

Bruttojahresverdienste nach dem Ausbildungsstand in Deutschland im Jahr 2006
(Quelle: Statistisches Bundesamt)

Fachhochschulabschluss:
57 926 Euro

Abitur:
48 089 Euro

Durchschnittlicher Bruttojahresverdienst sowie Sonderzahlungen aller Vollbeschäftigten in Deutschland
40 271 Euro

Volks-, Haupt- oder Realschulabschluss:
36 041 Euro

Für Geld machen Menschen alles

Statt Selbstverwirklichung und Glück beschert die Arbeit vielen Menschen nur ein Gefühl der Angst und inneren Leere. Sagt zumindest der Philosoph und Essayist Robert Menasse. Er ist davon überzeugt, dass wir vieles längst Maschinen überlassen könnten, um uns sinnvolleren Tätigkeiten zuzuwenden.

Interview: Oliver Gehrs, Fotos: Andreas Meichsner

Ganz schön schweißtreibend: Animateur beim Bespaßen von Touristen in einem Ferienclub

→ Hallo Herr Menasse, ist das eigentlich Arbeit, was wir hier gerade machen?
Sie meinen, ein Interview zu führen? Das kommt ganz darauf an. Ich habe schon Interviews erlebt, die Schwerstarbeit waren und bei denen ich mich am Ende nicht mehr wiedererkannt habe. Es gab aber auch sehr anregende Gespräche, bei denen ich am Ende ein glücklicher Mensch war.

Wenn es schwer ist, ist es also Arbeit?
Das scheint die logische Antwort zu sein. Man muss zwischen arbeiten und tätig sein unterscheiden. Wenn die Arbeit dazu führt, dass man sich dabei selbst erfährt und seinem Leben einen Ausdruck gibt, dann ist sie nicht entfremdet und eine vernünftige Tätigkeit. Wenn die Tätigkeit dagegen trostlos und entfremdet ist, ist es auf jeden Fall Arbeit.

Soll das heißen, dass Arbeit nicht der Selbstverwirklichung dienen oder Spaß machen kann?
Ich habe nie verstanden, warum sich Menschen so süchtig über Arbeit definieren wollen und ihr Dasein als sinnhaftes Mitglied der Gesellschaft nur über ihre Arbeit definieren.

Vielleicht, weil es in der Arbeitswelt am einfachsten ist, sich in vorgegebene Muster zu fügen und klar abgemachte Ansprüche zu erfüllen.
Aber es ist doch allzu deutlich, dass der gesamte Arbeitsmarkt von Menschen wimmelt, die entweder eine nicht sinnvolle, nicht befriedigende oder gar eine selbstzerstörerische Arbeit machen. Menschen, die ihre Arbeit mit Angst und nicht mit Befreiung verbinden: Angst vor dem Verlust des Arbeitsplatzes, Angst vor Sanktionen, Angst, die Arbeit nicht zu schaffen. Ich habe die Wollust nie verstanden, die von der Arbeit ausgehen soll.

Ihre Arbeit sieht aber ganz wollüstig aus. Den halben Tag sitzen Sie hier im Kaffeehaus und lesen Zeitungen.
Schon Walter Benjamin hat gesagt, dass der Künstler die Möglichkeit hat, seinen Müßiggang als Teil seiner Arbeit auszustellen. Und da ist was dran. Was da im Café an Weltvernetzung stattfindet im Gegensatz zu denen, die von neun bis fünf in ein und demselben Büro sitzen. Ich hingegen kann fünf internationale Zeitungen lesen, auch wenn es darüber elf wird. Anschließend treffe ich Menschen, die ebenfalls an den Weltläufen interessiert sind, und dann diskutiert man. Das ist ja alles die notwendige Unterfütterung, um sich dann wieder als Solipsist an den Schreibtisch zu setzen und sich etwas Vernünftiges abzuringen.

Wir können aber nicht alle Philosophen werden.
Es geht darum, Dinge zu tun, die man gern tut, und nicht aufzuhören dazuzulernen und nicht immer dieselben Handgriffe zu machen. Die Menschen sollen keine schlechte Maschine innerhalb einer gut geölten Maschinerie sein. Das bedeutet nicht, dass man von einem weltabgewandten Leben träumt. Denn in der Regel wird sich das, was einem Freude bereitet, mit sozialer Verantwortung und Bedeutung aufladen.

Es ist viel von der Zunahme entfremdeter Arbeit die Rede. Was bedeutet Entfremdung in Hinsicht auf Arbeit?
Der Entfremdungsbegriff ist vielschichtig. Für mich ist der Philosoph Baruch de Spinoza zentral, der zu Beginn der Aufklärung das Postulat aufstellte, nie eine Arbeit zu tun, die direkt oder vermittelt anderen Schaden zufügt. Zu Zeiten der Leibeigenschaft und Sklaverei war so eine Forderung vollkommen logisch. Es war klar, dass die Arbeit mit dem Anbruch einer neuen Zeit eine soziale Dimension erhalten muss und der Knecht seine Fertigkeiten so ausführt, dass er letztlich frei wird.

Ist dieser Anspruch heute in Vergessenheit geraten?
Heute haben viele Menschen im Konkurrenzkampf um die Arbeitsplätze eine fast hundertprozentige Ignoranz gegenüber diesem Anspruch. Jeder ist bereit, jede Arbeit zu machen – und sei sie noch so schädlich für andere, für die eigene Seele, für den gesellschaftlichen Zusammenhalt oder den eigenen Körper. In schöner kapitalistischer Selbstverständlichkeit sagt man in Amerika gern dazu: „It's my job." Das hat für mich einen ähnlichen Klang wie das „Ich habe nur meine Arbeit gemacht" der Vollstrecker in Diktaturen.

Sie schreiben in Ihrem Buch, dass Arbeit ein Verhängnis sei. Sieht denn aber nicht die Mehrheit der Menschen die Arbeit als Mittel zum Zweck, um danach die Freiheit zu haben, sich Dinge leisten zu können, beispielsweise einen Urlaub oder ein Auto?

Statt der Freiheit erhalten wir als Ersatz so eine Art Freizeit-Freiheit

Das ist doch lange vorbei – der Glaube, dass man durch Arbeit die Möglichkeit erhält, in einem gewissen Luxus zu leben. Heute geht es doch bei den meisten darum, mit dem Gehalt einigermaßen die Wohnung und die Ernährung zu bezahlen. Oder das Bier in der Stammkneipe, in die man sich ohne einen Arbeitsplatz nicht mehr hineintraut. Es ist doch billiges Blendwerk, zu glauben, dass man sich durch Arbeit Wünsche erfüllen kann und sich statt mit der Freiheit mit einer Art Freizeit-Freiheit als Ersatz zu begnügen.

Was schlagen Sie vor, um die Menschen zu befreien?
Es muss strukturelle Änderungen geben. Schauen wir uns mal die Kohle-Kumpel an. Jeder weiß, dass deren Arbeit mörderisch und sinnlos ist. Sie zerstört die Gesundheit der Arbeiter, die Umwelt, den Planeten. Gleichzeitig ist sie nicht mal profitabel, sondern wird massiv staatlich gefördert. Mit anderen Worten: Die Steuerzahler fördern Arbeitsplätze, die zu Zerstörungen führen, deren Beseitigung wiederum der Steuerzahler zahlen muss. Billiger und verantwortungsvoller wäre es, all diesen Menschen mit den Subventionen ihre Gehälter weiter zu bezahlen – unter der Bedingung, dass sie nicht mehr in die Grube fahren. Das wäre wesentlich billiger, nicht nur unmittelbar, sondern vor allem langfristig hinsichtlich der Verwüstungen, die fossile Brennstoffe

anrichten. Es heißt ja nicht, dass diese ehemaligen Kohle-Kumpel nicht tätig werden können. Sie könnten studieren, sich fortbilden, irgendwelche Bürgerinitiativen gründen und sich für soziale Anliegen einsetzen.

Sollte es ein Grundeinkommen für alle Menschen geben? Also auch für die, die nicht arbeiten und keine Arbeit suchen?
Das ist unvermeidlich, denn das Wunder, unendliches Wachstum bei endlichen Ressourcen zu erreichen, wird es nicht geben. Es wird immer offensichtlicher, dass aller technologischer Fortschritt, der mit dem ideologischen Getöse der Arbeitserleichterung daherkommt, letztlich zu Mehrarbeit führt, anstatt uns von der Arbeit zu befreien. Schon früh wurden Maschinen erfunden, um die Handarbeit zu ersetzen. Das hat aber schon damals weniger zur Verringerung der Arbeit geführt, sondern vor allem zur Steigerung der Produktivität. Heute versucht man, auf der Basis technologischer Innovationen und völliger Überproduktion immer wieder Tricks zu finden, um das Wachstum zu steigern. Anstatt zu sagen: Wir nutzen die Technologie, die Maschinen, Computer und Roboter, um uns die Arbeit abnehmen zu lassen und uns sinnvolleren Tätigkeiten zu widmen. Wir lernen auf den Gymnasien viel über die Schönheit der Demokratie und die Freiheit in der griechischen Antike, die aber nur auf der Basis einer Sklavenhaltergesellschaft möglich war. Heute benötigen wir keine Sklaven mehr, um dieses Ideal zu erreichen, sondern nur die Maschinen, die wir eh haben.

Mit einem Laptop kann ich mich ins Café setzen und viele Jobs erledigen. Man kann eine Produktidee realisieren, ohne eine Fabrik zu besitzen. Man kann ein Blog betreiben, ohne Verleger zu sein. Ist durch das Internet nicht ein bisschen mehr Freiheit im Arbeitsprozess erreicht worden?
Im Moment schaut es danach aus. Es gibt ja durchaus Entwicklungen und Möglichkeiten, sein Auskommen zu finden, die lange nicht denkbar waren. Andererseits ist das doch nur ein ideologischer Baldachin über einer realen Zwangssituation. Es gibt immer weniger klassische Arbeitsplätze und immer mehr Konkurrenz darum, und es gibt den enormen Druck, seine eigenen Jobs zu erfinden, ein Selbstständiger oder Kreativer zu sein. Das bedeutet aber nicht, dass das sinnvollere oder nachhaltigere Dinge sind. Der Druck bedeutet vielmehr, dass man sich auf dem Arbeitsmarkt Nischen neuer entfremdeter Arbeit sucht, in denen man kaum Unterstützung erfährt. Ein Manager eines Großkonzerns ist formal ein Angestellter und mithin im Schutz der Gewerkschaften, aber ein neuer Selbstständiger, eine Ich-AG, die von Projekt zu Projekt am Existenzminimum entlangschrammt, gilt formal als Unternehmer und ist nicht durch eine Gewerkschaft geschützt. Das ist grotesk und ein soziales Desaster.

Sie sagen, dass die Arbeit letztlich das zerstört, was sie verspricht: Freiheit, Demokratie und Gerechtigkeit.
Es ist schon sehr destruktiv, dass viele Menschen für Geld jederzeit bereit sind, Jobs mit verheerenden Auswirkungen auf die Umwelt und die Freiheit anderer Menschen auszuüben. Für mich sind das Mittäter an den sozialen Verwüstungen.

Die meisten benötigen das Geld zum Leben, und manche ziehen vielleicht eine Befriedigung daraus, Anerkennung für ihre Arbeit zu bekommen oder dafür, dass sie ihre Familie ernähren.
Ich bestreite ja nicht, dass man durch Lohnarbeit die Substitute von Freiheit erlangen kann. Dass man etwa im sozialen Umfeld anerkannter ist als ein Arbeitsloser. Und natürlich gibt es den Alleinverdiener, der stolz darauf ist, vom Skikurs der Kinder bis hin zur Kleidung der Frau alles zu bezahlen. Aber das ist ein ideologischer, geliehener Stolz. Denn letztlich sieht sich der Alleinverdiener von Menschen umgeben, die von ihm abhängig sind.

Im Ferienclub weiß man manchmal nicht, wer arbeitet und wer entspannt

Ist es nicht auch ideologisch, so jemandem seine Selbstverwirklichung abzusprechen?
Ich möchte es ihm ja nicht absprechen, ich bin sogar bereit, das in manchen Fällen zu bewundern. Aber es entspricht dennoch nicht den Freiheitsmöglichkeiten, die in der heutigen Zeit gegeben sind. Man könnte jedem Menschen garantieren, sinnhaft tätig zu werden. Und beim jetzigen Stand der Produktion und der technischen Möglichkeiten das Fortkommen aller Menschen garantieren – ohne Ausbeutung und Zerstörung. Diesen Job müssen wir erledigen. ←

Robert Menasse, 56, lebt in Wien und studierte Germanistik, Philosophie und Politikwissenschaft. Zuletzt veröffentlichte er im Suhrkamp-Verlag das Buch „Permanente Revolution der Begriffe – Vorträge zur Kritik der Abklärung“.

Richtige Stelle

Sportplätze pflegen, Kranken beistehen und die Natur schützen: Mit „Bürgerarbeit“ könnten Langzeitarbeitslose nicht nur eine sinnvolle Tätigkeit, sondern auch ihre Würde zurückerhalten

Text: Oliver Gehrs

→ Bäder im Moorschlamm aus der Dübener Heide und das schöne Kurhaus im Jugendstil – das sind seit Langem die Attraktionen von Bad Schmiedeberg in Sachsen-Anhalt – aber seit einiger Zeit gibt es in dem 4300-Einwohner-Ort noch etwas anders zu bestaunen: Menschen, die arbeiten. Für echtes Geld! Und eine sinkende Arbeitslosenquote – von 15,6 Prozent im September 2006 auf sechs Prozent innerhalb eines guten Jahres. Anlass genug, dass Reporter seitdem in schöner Regelmäßigkeit über „das Wunder von Bad Schmiedeberg“ berichten.

Dass in dem Kurort anscheinend nicht nur Rheuma- oder Arthroseschmerzen gelindert werden, sondern auch die Krankheiten der modernen Volkswirtschaft, ist dem sogenannten Projekt Bürgerarbeit zu verdanken, bei dem vor allem Langzeitarbeitslose eine Stelle bekommen, die es eigentlich gar nicht gibt – die aber durchaus Sinn ergibt. In Bad Schmiedeberg sind das zum Beispiel Tätigkeiten in einem Pflegeheim für Demenzkranke: Zwei Frauen, die früher arbeitslos waren, helfen dort den Patienten bei der Gymnastik, sie gehen mit ihnen spazieren oder bringen ihnen das Essen.

Eigentlich ist für diese Tätigkeiten überhaupt kein Geld da, im auf drei Jahre angelegten Modellversuch werden sie aber vom Bund und durch Mittel des Europäischen Sozialfonds finanziert. Die Idee dahinter: Arbeitslose, die lange erfolglos auf Jobsuche sind, erhalten eine Tätigkeit, die beiden Seiten hilft: den Bürgerarbeitern, bei denen nicht nur das Selbstwertgefühl steigt, sondern auch die Chance, durch die Praxis irgendwann wieder eine reguläre Arbeit zu finden – und dem Staat, der statt Arbeitslosigkeit Arbeit finanziert, die dem Gemeinwohl zugutekommt.

Für die Regierung kommt es dabei fast auf dasselbe heraus, ob sie Arbeitslosengeld zahlt oder den Lohn für die Bürgerarbeit: Während der durchschnittliche Brutto-Bürgerlohn für 30 Wochenarbeitsstunden 1085 Euro inklusive der Sozialversicherungsleistungen des Arbeitgebers beträgt, erhält ein Hartz-IV-Haushalt mit allem Drum und Dran Zahlungen in ähnlicher Höhe.

Das alles klingt nach einer humanen Lösung für ein großes Problem, schließlich befinden sich die Langzeitarbeitslosen meist in einem Teufelskreis: Wer lange joblos ist, verliert nämlich nicht nur die Fähigkeiten, die er mal in der Ausbildung gelernt hat, sondern auch zunehmend die Motivation – und fühlt sich am Ende als Deklassierter in einer auf Wertschöpfung getrimmten Gesellschaft.

Doch es gibt durchaus Kritiker. Sie wenden ein, dass die Bürgerarbeit das Problem der Langzeitarbeitslosigkeit nur für eine kurze Phase verdecke und zudem die Jobcenter aus ihrer Pflicht entlasse, den Arbeitslosen eine Stelle auf dem sogenannten ersten Arbeitsmarkt zu beschaffen. Andere befürchten, dass Bürgerarbeit zur Abschaffung regulärer Stellen führe. Bundesarbeitsministerin Ursula von der Leyen, die das Projekt in diesem Jahr auf den Bund ausweitet und 160.000 Arbeitslose zunächst in einer Testphase daran teilnehmen lassen will, spricht hingegen von der „konsequentesten Form des Fordern und Förderns“. Laut Plan der Koalition könnten die Bürgerarbeiter nach einer intensiven Aktivierungsphase ab 2011 in größerem Umfang in den Bereichen Gesundheit, Naturschutz, Landschaftspflege, Sport, Kinder und Jugend tätig werden.

Die Schlussfolgerungen aus den Modellversuchen in Sachsen-Anhalt und Bayern sind nicht eindeutig: Einerseits ist die Arbeitslosenquote in den Modellregionen tatsächlich signifikant gesunken, andererseits hat bei Weitem nicht jeder der geförderten Menschen im Anschluss an die Bürgerarbeit eine reguläre Stelle gefunden. Fest steht aber, dass die Bürgerarbeit bislang der ambitionierteste Ansatz ist, eine Lösung dafür zu finden, dass es für eine stattliche Zahl von Menschen einfach keine Arbeit mehr gibt – und das gilt für alle westlichen Industrieländer. Längst führt Wirtschaftswachstum nämlich nicht mehr wie früher zur Schaffung neuer Arbeitsplätze, sondern im Gegenteil zu deren Abschaffung. Kurz gesagt: Wenige gut Ausgebildete erledigen auch dank neuer Technologien die Arbeit für viele. „Angesichts des nicht zu behebenden und wachsenden Mangels an Arbeitsplätzen“, so schreibt die französische Publizistin Viviane Forrester in ihrem Buch „Der Terror der Ökonomie“, „ist es lächerlich und grausig, jedem der Millionen zählenden Arbeitslosen eine nachweisbare und ständige Suche nach einer Arbeit, die es gar nicht gibt, zu verordnen.“ ←

Grundeinkommen

Seine Anhänger wollen das bedingungslose Grundeinkommen für jeden – egal, ob er Arbeit hat oder eine sucht. Sie sehen darin einen Weg zu sozialer Gerechtigkeit, außerdem würden Existenzgründungen und ehrenamtliche Tätigkeiten gefördert. „Wir kommen endlich von unserem bornierten Arbeitsbegriff weg, bei dem Erwerbsarbeit alles und Tätigkeiten in Vereinen, Sozialeinrichtungen und Bürgerinitiativen so gut wie nichts wert sind“, sagt der Sozialwissenschaftler Wolfgang Storz. Kritiker befürchten u.a., dass der Antrieb verloren gehe, sich Arbeit zu suchen.

So könnte es klappen: Zu Hause hat man die Idee, und in China wird daraus ein Prototyp. Die Buchhaltung wird in Indien erledigt

Großes Geschäft

Wo geht's denn hier zum Weltmarkt? Bitte immer dem Internet nach: warum es noch nie so einfach war, eine Firma zu gründen

Text: Tobias Moorstedt, Illustration: Frank Höhne

→ Philipp Winkelbauer lebt den deutschen Traum. Der 17-jährige Realschüler, der in dem thüringischen Ort Rudolstadt lebt, 60 Kilometer entfernt von Erfurt, 280 Kilometer von Berlin, lässt sich von der provinziellen Kulisse nicht einschränken, den dunklen Hügeln des Thüringer Waldes, den Busendhaltestellen, dem kleinen Zeitungskiosk an der Hauptstraße, der einem nichts von der Welt erzählt. Zu den größten Arbeitgebern von Rudolstadt gehören die alte Porzellanmanufaktur, das Rolschter Brauhaus und BASF Performance Polymers. Die Arbeitslosenquote liegt über dem Bundesdurchschnitt, und der Horizont ist eng. Aber wenn Philipp Winkelbauer aus dem Plattenbau tritt, in dem er mit seiner Familie wohnt, und die Straße hinabblickt, hat er trotzdem das Gefühl, dass ihm alle Optionen offen stehen. „Ich glaube daran, dass man in Deutschland alles erreichen kann", sagt Philipp, „egal wie hoch das Startkapital ist."

Deutschland ist für Philipp das Land der unbegrenzten Möglichkeiten. Oder besser: der Teil Deutschlands mit Breitband-Internetzugang. Philipp hat wie seine Altersgenossen in den vergangenen

Monaten für die Mathe-Abschlussprüfung der 10. Klasse gelernt und auf regenfreie Sommertage im Freibad gehofft. Nebenbei hatte er aber auch regelmäßig E-Mail-Kontakt zu einer Elektrofabrik in der chinesischen Provinz Guangdong, und verhandelte per Skype mit Holzplantagenbesitzern in Thailand, deren Teakholz er exklusiv in Deutschland, Tschechien und der Ukraine vertreibt. Im Netz nennt sich Philipp übrigens Bizman Tng – der Geschäftsmann aus Thüringen benutzt Englisch, „weil in China ja die wenigsten Leute Deutsch sprechen“.

Philipp war natürlich noch nie in Guangdong und auch nicht in Thailand. Den Kontakt zu seinen Geschäftspartnern hat er über die Webseite Xing hergestellt, auf der Firmen und Unternehmer aus aller Welt über Absatzmärkte und Vertriebskanäle diskutieren, Angebote prüfen und vergleichen und nach Kunden und Herstellern suchen. Business-to-Business (B2B) nennen sich solche Plattformen, auf denen Geschäftsleute unter sich sind und die viele Reisen ersetzt haben.

Wer in Entwicklungsländern produzieren lassen will, sollte darauf achten, wie die Arbeitsbedingungen dort sind

Noch vor zehn Jahren hätte Philipp mit Diplomaten, Parteikadern in China und Banken sprechen müssen, um einen Kontakt zu einem chinesischen Fabrikanten herzustellen. Heute schreibt er einfach eine Mail. Webseiten wie Xing, LinkedIn oder – in Philipps Fall – das branchenintern Forum der Holzwirtschaft dienen jungen Wirtschaftsfreaks als Netzwerk-Schule und virtuelles BWL-Seminar.

Philipps Karriere begann im Jahr 2007, als der Internetfan im Netz 15 iPhones für Freunde und Familie bestellen wollte und dabei in den Foren und Cyber-Konferenzräumen so einiges über Rabatte, Vertriebskosten und Währungen lernte und „irgendwann eine Idee davon bekam, wo es hingehen könnte“. Die B2B-Plattformen sind nur ein Beispiel dafür, wie die Entwicklung neuer Technologien es auch kleinen Firmen und Einzelpersonen ermöglicht, in der globalisierten Welt ein Wörtchen mitzusprechen. Im 21. Jahrhundert kann jeder ein Global Player sein.

Wer braucht schon noch eine große Fabrik? Unser Zeichner Frank Höhne jedenfalls nicht

„The world is flat“, so beschrieb der amerikanische Journalist Thomas Friedman im Jahr 2005 das globalisierte Wirtschaften und Denken. Früher standen Meere und Berge zwischen Punkt A und Punkt B, heute trennt nichts mehr Rudolstadt und Guangdong, über die globale Ebene kann man weit sehen und nach allem greifen. Die flache Welt erlebt man am besten auf Webseiten wie Alibaba.com, einem Portal, auf dem man in Kontakt mit chinesischen Fabrikanten treten kann. Alibaba erleichtert es zum Beispiel jungen Designern, einen Fabrikanten zu finden, der ihre Pläne in Prototypen umsetzen kann. Das Gespräch läuft über E-Mail und Instant Messenger, der Deal wird über PayPal und Kreditkarte abgewickelt – plötzlich ist es ebenso einfach, die Fließbänder in China in Gang zu setzen, wie eine CD bei Amazon zu bestellen. Wenige Wochen nach der Bestellung steht das Produkt vor der Tür, dann kann man entscheiden, ob und wo es in Serie gehen soll.

Bei dieser Frage stehen für viele Internetunternehmer auch Überlegungen über Arbeitsbedingungen an, schließlich besteht vor allem bei billigen Produktionsmöglichkeiten immer die Gefahr, dass in

den Fabriken unter menschenunwürdigen Bedingungen gearbeitet wird oder Kinder zum Einsatz kommen. Dann stünde der eigenen Freiheit als Unternehmer im Web 2.0 die Unfreiheit der modernen Arbeitssklaven in der Dritten Welt gegenüber. Philipp Winkelbauer hat die Erfahrung gemacht, dass man im Internet nie genau weiß, wer am anderen Ende der Leitung steht, weshalb er bei Auswahl der Handelspartner darauf achtet, dass diese nicht auf den schwarzen Listen von Greenpeace und anderen NGOs auftauchen. „Fair Trade ist ein großes Thema für mich." Einen Teil seiner Umsätze mit der Teakplantage spende er deshalb auch an soziale Projekte in Thailand.

Auch die Webseite Samasource.org will den Unternehmergeist am einen Ende der Welt mit der Unterbeschäftigung am anderen zusammenbringen und ermöglicht es Firmen, einfache Büroarbeiten wie das Erstellen von Excel-Tabellen von Computerarbeitern in Kenia oder Indien durchführen zu lassen. Das Projekt Give Work schaffe Arbeitsplätze, so wirbt Samasource.org und verspricht, dass das Outsourcing im kleinen Maßstab sowohl die eigene Produktivität erhöhe als auch armen Menschen ermögliche, eine Einkommensmöglichkeit und neue Lebenschancen über das Internet zu erhalten.

Das frühe 21. Jahrhunderts könnte also so etwas wie die Gründerzeit 2.0 sein. „Das Internet hat die Kosten für ein Startup zusammenfallen lassen", schreiben Jason Fried und David Hansson in ihrem Buch „Re-Work", „und das gilt nicht nur für das Internet selbst. Die Gesetze des Webs, die Dynamik und niedrigen Fixkosten gelten zunehmend auch in der realen Wirtschaft. Früher musste man, um ein Unternehmen zu gründen, ein Gebäude mieten und eine Verwaltung aufbauen. Heute, so Fried und Hansson, könne man Mitarbeiter wie externe Designer oder Programmierer je nach Bedarf zuschalten und sich oft gar den Büroraum sparen. „Positive wirtschaftliche Effekte", sagt Rolf Sternberg, Professor für Wirtschaftsgeografie an der Universität Hannover, also Wirtschaftswachstum und neue Arbeitsplätze, seien aber nur bei „wissensintensiven und wachstumsstarken Start-ups zu finden".

Michael Wiggenhorn hat so eine wissensintensive Firma gegründet – mitten in der Krise: Coriolis, ein Pharma-Service-Unternehmen mit zwölf Mitarbeitern und Sitz in Martinsried. Die Firma hat eine Methode entwickelt, Medikamente haltbarer und transportfähiger zu machen. In dieser Branche braucht man Spezialisten und teures Hightech-Material. „Jetzt ist die Zeit, um zu investieren", sagt Wiggenhorn. „Krusten brechen auf. In den Unternehmen nimmt der Druck zu, sich zu verändern." Auf der ganzen Welt suchen Menschen und Firmen nach der neuen Killer-Applikation, innovativen Logistiksystemen und Vertriebsmodellen, eben the next big thing. In diesem Szenario, so Experten, bilden sich neue Spielräume für neue Spieler. Wiggenhorn ist beim Blick in die Auftragsbücher gut gelaunt. „Das Geschäft läuft."

Seine Eltern träumten von einem 13. Jahresgehalt und einer Betriebsrente für ihn

Ideen sind in Deutschland viele vorhanden, meint der Wirtschaftsgeografieprofessor Rolf Sternberg. Oft fehlt eben das Geld. „Die Finanzierung ist eines der wichtigsten Hindernisse der Gründung." Deutsche Banken sind als knausrig bekannt, wenn es um Kredite für Firmengründer geht, und das hat sich durch die Bankenkrise nicht verbessert. Firmengründer müssen nach Investoren suchen und sich im Dschungel der Förderprogramme und Gründerpreise zurechtfinden. In den USA ist der Unternehmer eine mythische Gestalt. In Deutschland scheut man das Risiko und die Unsicherheit.

Auch die Eltern von Philipp bestanden darauf, dass er etwas Anständiges lernt, bei einem großen Konzern, der Sicherheit bietet, ein 13. Jahresgehalt, Lohnfortzahlung im Krankheitsfall und vielleicht sogar eine Betriebsrente. Philipp tut ihnen den Gefallen und beginnt im Herbst eine Ausbildung bei der Telekom. „Ich werde meine privaten Unternehmungen aber weiter betreiben", sagt er.

Philipp sieht sich nicht als Angestellter, der mit den Jahren langsam, aber stetig in der Hierarchie aufsteigt und beim 40. Jubiläum der Betriebszugehörigkeit eine goldene Uhr erhält, sondern „möchte etwas Eigenes machen und Charakter einbringen". Seine Vorbilder sind Richard Branson, der Gründer des Plattenlabels Virgin, das später auch eine Fluglinie wurde – oder sogar der amerikanische Immobilientycoon Donald Trump, „weil die auch bei einem Rückschlag nicht aufgeben".

Vier bis fünf Stunden pro Tag sitzt er am Rechner, sammelt Kontakte und akquiriert neue Geschäftspartner. Noch stehe der Ertrag nicht im richtigen Verhältnis zum Aufwand, einige Tausend Euro erwirtschaftet er pro Jahr durch seinen Mini-Handelskonzern, aber die Zukunft leuchtet und strahlt – so sieht er das. Gerade denkt er über ein innovatives Produkt nach, das mit biegsamen Leuchtdioden zu tun hat. Mehr könne er nicht verraten, die Konkurrenz schlafe nicht. Philipp hat in China schon einen Hersteller gefunden, der die Einzelteile einmal produzieren soll.

Eine Firma, das hat er verstanden, ist kein Gebäude im Gewerbegebiet, sondern eine Struktur, die funktioniert. ←

Tobias Moorstedt hat nie vergessen, wie er mal als Pizza-Boy unterwegs war. Weil die Kunden aber ziemlich mit dem Trinkgeld geizten, hat er es ganz schnell wieder sein lassen.

Wie auch Regierungen über das Internet ihre Arbeit erledigen, erfährst du auf **fluter.de/arbeit**

2 von 3

„Ich weiß gar nicht, wie ich das geschafft habe“

Wenn die Arbeit getan ist und das Leben danach beginnt: Brigitte Schüssler-Plewka, 60, war 43 Jahre lang Krankenschwester. Seit wenigen Wochen ist sie pensioniert. Ein Gespräch über das Leben danach

Interview: Oliver Gehrs, Illustration: Carolin Löbbert

Guten Tag, Frau Schüssler-Plewka. Langweilen Sie sich schon?
Von wegen. Wir haben vor einigen Jahren ein Haus gekauft, an dem wir noch jede Menge machen müssen. Dazu kommt ein großer Garten, der viel Arbeit macht. Nur heute haben wir es mal langsamer angehen lassen, spät gefrühstückt und uns dann mit der Zeitung wieder ins Bett gelegt.

Sie haben es sich verdient, oder?
Allerdings. Ich habe 43 Jahre lang als Krankenschwester gearbeitet. Erst in der DDR, zuletzt an einem katholischen Krankenhaus in Hildesheim auf der urologischen Station. Da waren viele ältere, muffelige Männer, die nicht sehr freundlich waren. Das hat mir den Abschied aus dem Beruf etwas erleichtert. Zu meinem Mann habe ich immer gesagt: Wenn du mal so wirst, hau ich dir die Bratpfanne über den Kopf.

Ist es nicht ungewohnt, plötzlich die ganze Zeit zu Hause zu sein?
Schon. Oft träume ich auch noch nachts von der Arbeit. Ich spreche sogar im Schlaf und gebe meinem Mann Anweisungen, ich habe ja früher mal eine Station geleitet. Mein Unterbewusstsein ist anscheinend noch nicht in Rente.

Haben Sie gern gearbeitet?
Sehr gern. Mein Beruf – also die Krankenpflege – war für mich ein Wunschberuf. Ich wollte immer Menschen in schwierigen Situationen helfen.

Krankenschwester – das klingt nach schwerer, unterbezahlter Arbeit.
Ich habe meinen Job nicht als unterbezahlt empfunden. Ich habe ja neben meinem Lohn auch viel von den Menschen zurückbekommen. Da gab es eine Patientin, die dem Chefarzt gesagt hat, ich habe ihr Leben gerettet, weil ich ihr so gut zugehört habe. Selbst zur Nachtschicht bin ich gern gegangen, obwohl die über elf Stunden ging – von 19.45 Uhr bis morgens um sieben. Und anschließend habe ich zu Hause noch meine Schwiegermutter gepflegt. Heute frage ich mich manchmal, wie ich das alles geschafft habe.

Ist Ihre Familie da nicht zu kurz gekommen?
Meine Söhne haben das eher als positiv empfunden. Das sind selbstständige Menschen geworden, die eher an der langen Leine aufgewachsen sind.

Oft haben Rentner viel Zeit, aber nicht mehr genug Geld, um sie auszufüllen – um zum Beispiel herumzureisen …
Das steht bei uns eh nicht an. Wir haben für das Haus einen Kredit aufgenommen, den wollen wir bald abbezahlt haben. Und unser Garten ist so schön, da muss man gar nicht mehr verreisen.

Haben Sie noch Kontakt zu Ihren alten Kollegen?
Zu einigen schon, aber im Krankenhaus war ich nicht mehr, seit ich pensioniert wurde. Da will ich erst wieder hin, wenn ich selbst krank bin. Und wenn wir uns mit Freunden treffen, sage ich immer: Aber nicht von der Arbeit reden.

Das ist Hartz

Ein Familienbesuch in der Welt der Arbeitslosigkeit

Text: Detlef Vetten,
Foto: Dawin Meckel / Ostkreuz

→ Die Entlassung kam über Nacht. „Wir müssen ein Drittel der Leute ausstellen, Klaus“, sagte der Chef. „Tut mir leid. Es geht nicht mehr. Du weißt schon, die schlechten Geschäfte und so. Aber du bist ein Guter, du findest gleich wieder was.“

Klaus Tismer, ansonsten wirklich nicht auf den Mund gefallen, war platt. Er drehte sich um und ging. Begriff gar nicht, was da gerade passiert war.

Dass er soeben Richtung Hartz IV geschoben worden war.

Vor zwei Jahren

Wie hätte er auch die Tragweite dieser Entlassung absehen können? Er hatte schon öfter den Job quittieren müssen, er hatte Phasen der Arbeitslosigkeit gehabt, sogar schon Arbeitslosengeld bekommen – was machte das schon? Gute Verkäufer für „weiße Ware“ brauchte man in Berlin immer. Er war gerade mal Anfang 40, fühlte sich prächtig und war im Beruf ein Ass: Waschmaschinen, Kühlschränke, Einbauküchen – Herrschaften, was brauchen Sie, ich hab da was für Sie. Und zack, kauften die Leute.

Einer wie er war eine Art Geldmaschine für den Chef. Er sackte die dicken Provisionen ein, er hatte sie auch verdient. Klaus Tismers Fehltage in gut 20 Jahren Arbeit konnte man an zwei Händen abzählen. Auf den Tismer war Verlass.

„Ich hatte nie gedacht, dass ich mal länger ohne Arbeit sein würde“, sagt er.

Klaus Tismer zieht Bilanz: „Die letzten eineinhalb Jahre waren verdammt hart. Ist keine Woche vergangen, in der Dani und ich nicht darüber geredet haben, wie beschissen es uns geht. Nein, wir haben seit der Entlassung keinen einzigen glücklichen Tag gehabt.“

Er bleibt eine kleine Weile stumm. Dann gibt er sich einen Ruck: „Na ja, aber immerhin haben wir schöne Momente gehabt – mit den Kindern und so. Geheiratet haben Dani und ich auch. Wenn ich es recht bedenke, dann waren es doch ganz schön viele Momente. Wenn wir uns mal richtig dreckig fühlen, erinnern wir uns daran. Und dann geht es schon wieder. Irgendwie.“

Tismer hat sich auf dem Arbeitsamt auch für fachfremde Jobs gemeldet – zum Beispiel Maler oder Schreiner. Ein Angebot bekam er bislang nicht

Er sitzt im klitzekleinen Vorgarten seiner Mietwohnung in Berlin-Marienfelde, raucht, als wäre es seine letzte Zigarette. Tismer, 43, ist blass, obwohl die Sonne in diesem Sommer oft geschienen hat. Charleen, 6, seine ältere Tochter, wird von Minute zu Minute wilder. „Jetzt kommt ihre Zeit“, sagt Tismer. „Da hat sie ein, zwei Stunden den Teufel im Leib. Dann legt sich das wieder. Das ist dieses ADS.“

Gott sei Dank, sagt er und sieht sehr müde aus, gebe es da noch die kleine Amy. „Die kannste hinsetzen, wo du willst. Die stellt nichts an.“

Nächste Zigarette.

Wie er sich im Allgemeinen so fühlt? Ob es ihm gut geht?

„Na ja, gut ist übertrieben. Wir schlagen uns so durch. Hartz IV eben.“

Neujahr 2009

Ja, wie sieht so etwas aus, wenn sich eine Hartz-IV-Familie, die nicht untergehen will, so durchschlägt?

Rückblick: Zu Neujahr 2009 lassen’s die Tismers trotz der erneuten Entlassung ein wenig krachen. Silvester hat was Tröstliches: Man hat einen Anlass zu trügerischer Sorglosigkeit. „Allet Jute für ’t Neue“, rufen Nachbarn rüber und winken mit der Sektpulle.

Alles Gute? Man wird sehen.

Im Februar hat Dani Geburtstag. 33 wird sie, ihr Mann schenkt ihr ein Handy, für das man zusammengelegt hat. Dani sagt: „Es kann nur besser werden.“ Im Juni 2009 wird Klaus 42. Dani schenkt ihm eine Hollywoodschaukel (Sonderangebot vom Bauhaus). So richtig fröhlich ist Klaus dennoch an diesem Tag nicht. Obwohl Charleen ziemlich brav ist.

Ein gutes halbes Jahr ist er jetzt ohne Arbeit. Zu Beginn hat Klaus für die Gesuche noch teure Mappen gekauft. Doch er bekommt ja nur ganz selten Antworten – und wenn, dann Absagen. Jetzt bewirbt er sich per E-Mail.

Zwischendurch hat er sich als Kneipier versucht. „Fitzefatze“ hieß die winzige Pinte. Lief anfangs gut, aber er konnte nicht so recht „mit den vielen Psychopathen, die da abgehangen sind“.

Frühling 2009

Noch einmal eine Stelle als Verkäufer. Wieder gekündigt.

Und diese Schulungen vom Arbeitsamt. Computer und so ’n Kram. Den Stoff

kannte er schon, die Kolleginnen und Kollegen gingen ihm auf den Wecker. Da rücken sie um sieben Uhr morgens an und haben verquollene Gesichter. Lachen ist nicht, in der Klasse riecht es nach Alkohol, Zigaretten, Schweiß und Nicht-Gewaschen. Der Lehrer hat keinen Bock, und die Schüler wachen kurz vor der Rauchpause auf. Dann stehen sie sich im Hinterhof die Füße platt und quatschen über die Hertha BSC und „Deutschland sucht den Superstar“ und den aussichtsreichsten Kandidaten bei „Big Brother“. Nee, das hat ihn nicht weitergebracht. Tismer hat nur den Hauptschulabschluss, aber im Kopf war er immer ein Flinker. Er mag’s nicht, wenn nichts weitergeht.

Die Barbiepuppe reißt ein Loch in die Haushaltskasse

Und jetzt? Nüscht mehr. Er hält sich wacker, kümmert sich um die Kinder, führt den Hund aus – aber er wiegt zu viel, raucht zu viel und kann wegen der Knie keinen Sport mehr treiben. Er tröstet sich damit, dass ihm wenigstens noch der Humor geblieben ist. Doch die Realität lässt sich nicht weglachen:

1400 Euro in toto pro Monat für zwei Erwachsene, zwei Kinder, einen Hund und eine Katze. Die 80 Quadratmeter in Berlin-Marienfelde kosten 650 Euro. Haushaltsbudget? „Ach was, wir müssen generell jeden Monat irgendwas schieben, ’nen Haushaltsplan machen wir nicht mehr“, sagt Klaus, von einem Tag auf den anderen ein Mensch zweiter Klasse. „Vor Kurzem waren wir im Zoo – als ich da wegen der Ermäßigung meinen Hartz-IV-Ausweis an der Kasse vorlegen musste, das war schon bitter.“

Oktober 2009

Im Oktober 2009 kommt wieder mal ein Jobangebot. Klaus juckelt nach Hohenschönhausen. Sechs Tage die Woche Arbeit, Stundenlohn drei Euro und ein paar Zerquetschte. Macht netto rund 800 im Monat. Wo die Dauerkarte mit der S-Bahn schon über hundert kostet. Da kann er auch gleich zu Hause bleiben. Ein paar Tage später steht sich Klaus im Jobcenter die Füße platt. Ein Mann mit einem müden Gesicht inmitten von entmutigten, wütenden Menschen. „Würde mich nicht wundern, wenn hier mal einer mit ’ner Bombe reinmarschieren täte.“

Mehr sagt Klaus nicht. Aber er wirkt in seiner Ruhe unheimlich. Wie hält der Mann den Druck nur aus?

Letztes Weihnachten schenken die Tismers Tochter Charleen eine Barbiepuppe. Teuer, sehr teuer, sie reißt ein dunkles Loch in die Haushaltskasse. Aber das Kind freut sich ja so doll. Das macht alles wett. Heiligabend nimmt Tismer seine Dani in die Arme. Er sagt: „Das wird wohl nichts mehr mit dem Verkäufer. Jetzt nehme ich jede Arbeit, die kommt. Ich brauche das.“

Sommer 2010

Ein knappes Dreivierteljahr ist das jetzt her. Klaus Tismer sitzt im Vorgarten und erinnert sich daran, wie alles anfing mit der Arbeit. „Als Junge wollte ich immer Spaß haben, auf der Straße bolzen, Wilmersdorf unsicher machen. Was halt die Lauser für Dinger drehen. Ordentlich

Die Familie ist der Rückhalt: Tismers Tochter und Frau

Geld wollte ich verdienen.“ Als die Schulzeit zu Ende ging, machte er einen Test bei der Post. Er war ziemlich vorwitzig und hatte eine große Klappe. Also, der Test: Alles lief gut, eine letzte Aufgabe, lächerlich leicht. Er guckte sich den Fragebogen an und sagte zum Tester, das sei wohl nicht dessen Ernst, ihn mit so einem Kinderkram zu behelligen. Ist aufgestanden und gegangen. Hat sich einen Job in einem Kaufhaus besorgt. Nicht mal förmlich beworben hat er sich. Ist einfach hin, hat gefragt, ist sofort genommen worden. Wegen der großen Klappe, klar. Der Tismer konnte den Eskimos Eismaschinen andrehen.

Drei Verkäuferstellen waren damals frei: Autozubehör. Hobby-Heimwerker. Elektrogeräte. Keine Frage – er nahm den Job, in dem es die größten Provisionen gab. Richtig gut hat er damit verdient. Hat die Provisionen mit den zwei älteren Kollegen in einen Topf geworfen, dann gab es keinen Knatsch.

„Ich mag das: den Kunden was verkaufen. Da mache ich das, was ich am besten kann – ich quatsche. Ich habe richtig viel verdient, ich habe das meiste auf den Kopf gehauen. Ich war mal wer.“

Hartz IV

Das ist schon ein komischer Name für eine soziale Zuwendung: Peter Hartz war eigentlich nur der Vorsitzende einer Kommission, die bis 2002 Vorschläge zur Reform des deutschen Sozialsystems erarbeitete. Je nachdem, wie lange man gearbeitet hat, bekommt man zunächst für maximal zwei Jahre Arbeitslosengeld, anschließend das sogenannte Arbeitslosengeld II. Aber, na ja. Die meisten Menschen finden das wohl ein bisschen bürokratisch und sagen deswegen lieber: „Ich bin jetzt Hartz.“

Nach den Kaufhäusern kamen die Discounter. War auch nicht so übel. Da musste er nicht mehr den Immerfreundlichen mimen, konnte die Kunden auch mal anblaffen. Denn er, Klaus Tismer, hatte die Argumente für sich. Er war der Billigste.

Verkaufte und verkaufte und verkaufte. Und merkte nicht, was auf ihn zukam.

Dann die Kündigung. Kein Arbeitslosengeld mehr. Stattdessen das neue Leben der Tismers.

Klaus vergisst das Rauchen. Asche fällt auf die Terrasse. Er erzählt, wie er vor wenigen Wochen, zur WM-Zeit, am Potsdamer Platz als Verkäufer aushelfen sollte. Jeden Tag von zehn Uhr abends bis Mitternacht. Zwei Stunden, kaum Kunden, kein nennenswerter Umsatz. Ob das alles sei, fragte er. Ja, sagte man ihm. Das war also wieder so ein Schuss in den Ofen.

Dann erzählt er von einem anderen Probejob. Weiße Ware, wie er sie liebt, gute Kundschaft. Kollegen, die von Tuten und Blasen keine Ahnung hatten. Doch nach drei Tagen wollte man ihn in die Kleingeräteabteilung abschieben – Toaster, Fritteusen, Haartrockner. Da meinte Klaus Tismer, dafür sei er nicht der richtige Mann, bei allem Respekt. Und ging. Das war seine Art, Würde zu behalten.

Herbst 2010

Regelmäßig erscheint er nun im Jobcenter. „Klaus, du hast mal gesagt, du würdest dich nicht wundern, wenn da mal einer mit einer Bombe reinmarschierte."

„Hab ich das?"

„Haste."

„Ach weißte: Ich bin jetzt schon so lange dabei. Da wirste gelassen. Ich hasse das Jobcenter nicht. Das kann ja nichts dafür. Was ich immer noch nicht abkann, sind die vielen Typen dort, die einen für bescheuert halten, bloß weil man Hartz IV ist. Du gehst da rein – und wirst behandelt wie einer, der nicht schreiben und nicht lesen kann. Aber ich bin nicht dämlich – und ich werde auch nicht dämlich."

Klaus Tismer schnuppert. „Ich glaube, ich bin gefordert. Amy riecht 'n bisschen streng." Er steht auf. Kneift die Augen zusammen und erklärt: „Ich bin kein Depp. Und ich lasse mich nicht kaputt machen." ←

Vom Mutfassen

Eine Betreuerin von Hartz-IV-Empfängern erzählt

Text: Friederike Beck

Es ist Montagmorgen, acht Uhr. Menschen mit verschränkten Armen drücken ihre Körper demonstrativ in die Rückenlehnen. Wir haben Ende Februar. Mehr Winter geht nicht, mehr Grau auch nicht. Ich frage mich, ob es einfacher ist, im Sommer arbeitslos zu werden? So viel steht fest: Hier möchte niemand sein.

Drei Monate lang habe ich rund 100 Hartz-IV-Empfänger durch Maßnahmen eines Berliner Jobcenters geschleust. Ich habe mit ihnen den Knigge der Bewerbung durchgepaukt, Lebensläufe geschrieben, Rollenspiele geübt und Jobs im Internet recherchiert. Viele wurden in einem solchen Kurs bereits zum zweiten oder dritten Mal geparkt - und dennoch haben auch die Hartnäckigsten nach ein paar Minuten begonnen, ihre Arme aus der Verschränkung zu lösen.

Es war mir ernst, das habe ich unmissverständlich klar gemacht - nicht mit dem Bewerbungs-Knigge, sondern mit ihnen. Dass ich sie nicht langweilen, sondern anregen wollte. Ich habe mal gelesen, dass man jeden Menschen vor einem großen Horizont sehen sollte.

In den Medien werden Hartz-IV-Empfänger vorgeführt, die faul sind und ihre Kinder vernachlässigen. Klar gibt es die - nur ich habe sie in den drei Monaten nicht kennen gelernt. Jeder meiner Hartz-IV-Neulinge wollte nur eins: so schnell wie möglich wieder in Arbeit kommen.

Obwohl es harte Burschen gab. Die haben sich zielsicher nach links außen gesetzt. Sie wollten nicht zur Gruppe gehören, nicht angequatscht werden, den Blick starr auf die Tür gerichtet, man spürte förmlich die Faust in ihren Taschen. Sie waren am Ende diejenigen, die am schnellsten ihre Vorurteile abbauten. Hier war jeder im gleichen Boot. Man wollte sich nicht miteinander anlegen, man wollte Perspektiven.

Überhaupt war das Coming-out vieler Teilnehmer sehr berührend: Eine 20-jährige verwitwete Russin wagte auf Zuspruch von ein paar jungen Türken endlich einmal wieder, ein farbenfrohes Tuch statt Trauer zu tragen. Ein Kampfsportler, der viele Jahrzehnte auf allen Kontinenten herumgekommen war, weinte vor Rührung, als sich der Blätterwald in seiner Aldi-Tüte doch noch in so etwas wie einen Lebenslauf verwandelte. Ein träger Bauarbeiter, der vor Selbstmitleid erstarrte, dankte einer Physikerin, die jahrelang an einen Rollstuhl gefesselt war, für ihre Lebensfreude und ihren Optimismus. Ein iranischer Professor, der seinen Job an den Nagel gehängt hatte, um seine krebskranke Frau zu pflegen, verhalf einem Neonazi bei seiner Jobsuche im Internet zu einer neuen Stelle. Und der schüchternste Mann im Hartz-IV-Universum blühte beim Rollenspiel zu einem umwerfend charmanten Adonis auf.

Ich habe nur den Raum gegeben, sich zu begegnen, und zwei Regeln gesetzt: Niemand und nichts wird bewertet. Jeder macht in diesem Kurs nur das, was er kann und will. Den Raum hat jeder auf seine Art genutzt. Es war mehr als ein Bewerbungstraining. Für viele war es auch ein wenig Überlebenstraining.

So ein Schuften

Auch heute noch leben Menschen als Sklaven, weltweit sind es mindestens zwölf Millionen. Ein kurzer Überblick

Text: Arne Semsrott

Sklaven werden in der Regel zur Arbeit gezwungen und von ihrem „Eigentümer“ kontrolliert und missbraucht. Zu den modernen Formen von Sklaverei gehören neben (vererbter) Schuldknechtschaft auch Kinderarbeit und Menschenhandel. Die UN haben im Rahmen der Allgemeinen Erklärung der Menschenrechte Sklaverei in allen Formen verboten.

Im Januar dieses Jahres erschütterte ein verheerendes Erdbeben den auf der karibischen Insel Hispaniola gelegenen Staat Haiti. Durch die Naturkatastrophe wurden eine Million Menschen obdachlos, dazu verschärfte sich auch die Situation der Restaveks – Kinder, die Tag und Nacht in fremden Familien arbeiten müssen. Nach Schätzungen der Unicef gibt es in Haiti rund 300.000 Kinder, die in den Slums der Großstädte unter unmenschlichen Bedingungen schuften müssen. Die jungen Arbeitssklaven werden in der Regel von „Maklern“ in den armen ländlichen Regionen besorgt – den Kindern wird eine Ausbildung versprochen, in Wirklichkeit werden sie aber als kostenlose Haushaltshilfe an Großfamilien verkauft.

Nach Angaben der Nichtregierungsorganisation Anti-Slavery International arbeiten in der Elfenbeinküste rund 200.000 Kinder in Kakaoplantagen, bis zu 15 Stunden täglich. Meist ohne Schutzkleidung sprühen sie Pestizide auf die Pflanzen, bezahlt werden sie kaum. Mehr als die Hälfte des Kakaos, der in Deutschland verarbeitet wird, stammt laut Welthungerhilfe aus dem westafrikanischen Land. Zwar unterzeichnete die Regierung der Elfenbeinküste 2001 gemeinsam mit der Schokoladenindustrie ein Abkommen, um illegale Kinderarbeit abzuschaffen – doch bis heute hat sich nicht viel getan: Kinder werden weiter für die Kakaoernte gekidnappt und als Erntehelfer eingesetzt.

Wer beim Kauf von Schokolade sicher gehen will, dass er damit keine Kinderarbeit unterstützt, sollte Produkte mit einem Fair-Trade-Logo kaufen.

Im Jahr 2009 wurden in Deutschland 710 Opfer von Menschenhandel zum Zweck der sexuellen Ausbeutung ermittelt. Knapp ein Viertel von ihnen stammt aus Deutschland, je ein Fünftel aus den neuesten EU-Mitgliedsstaaten Rumänien und Bulgarien. Jedes zehnte Opfer gab gegenüber der Polizei an, mit Gewalt zur Prostitution gezwungen worden zu sein, weitere 15 Prozent wurden von angeblichen Künstler- und Modelagenturen angeworben. In der Regel schaffen die Zuhälter ein Abhängigkeitsverhältnis, indem sie den Opfern statt der versprochenen hohen Verdienstmöglichkeiten zunächst die Reise-, Verpflegungs- und Unterbringungskosten in Rechnung stellen. Die Opfer sehen dann meist keinen anderen Ausweg, als den Bedingungen ihrer Zuhälter nachzugeben und sich zu prostituieren.

T-Shirts für 1,99 Euro, Jeans für 7,99 Euro: Viele Textilketten bieten ihre Ware zum Spottpreis an. Bezahlen müssen dafür die Arbeiter in den Sweatshops, die die Kleidung herstellen. Der Journalist Christoph Lütgert hat in der Reportage „Die Kik-Story“ aufgedeckt, unter welchen unmenschlichen Bedingungen Näherinnen in Bangladesch Stoffe zu Kleidung verarbeiten – und dafür im Monat gerade einmal 20 bis 35 Euro verdienen. Neun Stunden am Tag, sechs Tage die Woche schuften die Frauen in Fabriken, die wie Gefängnisse anmuten. Überleben können die Arbeiterinnen von ihrem Lohn kaum. Aber dafür sind die Produkte schön billig.

Bei der sogenannten Schuldknechtschaft geraten Menschen in Abhängigkeit zu ihrem Gläubiger, da sie ihre finanziellen Schulden nicht zurückzahlen können. Das Phänomen taucht vor allem in landwirtschaftlich geprägten Gebieten Südasiens auf, wo viele Menschen kaum Besitz haben. Die Schuldner werden meist dazu verpflichtet, ihren Kredit zu den Bedingungen des Gläubigers abzuarbeiten – was meist aber gar nicht möglich ist, da die Zinsen für den Kreditbetrag den Lohn für die Arbeit übersteigen. Obwohl solche Ausbeutungen in der Regel verboten sind, gibt es in Südasien laut der Internationalen Arbeitsorganisation mindestens 9,5 Millionen Menschen, die zur Arbeit gezwungen werden, die meisten davon durch eine Schuldknechtschaft.

Tausche meine afrikanische Gesundheit gegen deinen europäischen Schmuck: Eine Diamantenmine in Simbabwe

„Lasst uns doch in Ruhe arbeiten!“

Kinderarbeit gehört abgeschafft. Wirklich? In Bolivien kämpfen Kinder für ihr Recht auf Arbeit, um ihre Eltern zu unterstützen. Sie fordern eine Krankenversicherung, fairen Lohn, schulkompatible Arbeitszeiten. Ein Besuch

Text: Karen Naundorf, Fotos: Stephanie Füssenich

Alle aussteigen, bitte: Der 12-jährige Guido sagt im Bus die nächste Station an

→ Das Nicken des Busfahrers ist kaum zu erkennen. Der zwölfjährige Guido springt auf, lehnt sich in die geöffnete Tür, ruft die Haltestellen aus: „3 de Mayo, Villa Fátima!“ Wie ein Marktschreier, laut, immer wieder. Frauen in traditioneller Kleidung, mit kleinen runden Hüten, dunklen Zöpfen und mehrschichtigen Röcken, Babys auf dem Arm, zwängen sich an Guido vorbei in das Innere Busses. Auf den Gehsteigen putzen Kinder Schuhe.

Kinder, immer wieder Kinder: Sie verkaufen Bonbons, Eis, Kaugummi. Mehr als 800.000 der etwa 4,1 Millionen Kinder und Jugendlichen unter 18 Jahren arbeiten in Bolivien, dem ärmsten Land Südamerikas, nördlich von Argentinien gelegen und südöstlich von Peru. Das Ausrufen der Bushaltestellen ist ein typischer Kinderjob, wie viele andere Dienstleistungen auch. Das sind die Sichtbaren. Dazu kommen die, die keiner sieht: die Hausmädchen. Die, die in Werkstätten arbeiten, auf dem Land bei der Zuckerrohrernte, in den Minen in den Bergen.

Guido hat die kurzen Haare ordentlich nach hinten gekämmt, rattert routiniert die Namen der Haltestellen herunter. Erst als jeder Platz im Wagen besetzt ist, gibt der Fahrer dem Jungen eine Münze, 50 Centavos, das sind fünf Euro-Cent. Guido springt ab, drängt sich zwischen rußenden Auspuffen hindurch, sucht den nächsten leeren Bus, in dessen Tür noch kein Ausrufer steht und der ohne Fahrgäste um die Platzmitte kreist. Backsteinbauten umgeben den wuseligen Platz in El Alto, einer rund eine Million Einwohner zählenden Stadt auf 4100 Meter Höhe. Ein Internetcafé, eine Zahnarztpraxis mit ergrauten Vorhängen, Restaurants, aus denen es nach fettigem Hühnchen riecht. Reiche Leute wohnen woanders.

Obwohl Kinderarbeit in vielen Ländern per nationaler Gesetzgebung verboten ist und nahezu alle Staaten der Welt die UN-Kinderrechtskonvention ratifiziert haben, arbeiten nach Schätzungen

„Wir müssen arbeiten, sonst essen wir nicht": Dieses Mädchen bessert mit Nähen den Familienverdienst auf

der Internationalen Arbeitsorganisation ILO weltweit etwa 306 Millionen Kinder und Jugendliche zwischen fünf und 17 Jahren, von denen 215 Millionen unter die Definition „Kinderarbeiter" fallen. Die meisten sind in der Landwirtschaft, in Fabriken oder als Straßenverkäufer, ohne Arbeitsvertrag tätig. In Deutschland und anderen westlichen Industrieländern gilt Kinderarbeit als eine humanitäre Katastrophe – und das oft zu Recht. Schließlich arbeiten Millionen von Kindern unter erbärmlichsten Bedingungen, nicht selten, damit wir billige Jeans und Computer kaufen können. Für einen Hungerlohn ruinieren sie ihre Gesundheit.

Das ist die eine Seite. Es gibt aber noch eine andere: Zu der gehören arbeitende Kinder in Asien, Afrika und Lateinamerika, die sich organisieren und gegen gut gemeinte Gesetze sträuben: „Eure Verbote helfen uns nicht", sagen sie und fordern Sicherheit am Arbeitsplatz, eine Krankenversicherung, schulkompatible Arbeitszeiten. Man kann sagen: Sie kämpfen für ihr Recht auf Arbeit.

Guido schüttelt den Kopf: „Meine Mutter ist eine gute Mutter. Verbietet doch zuerst den Hunger und die Armut, danach die Kinderarbeit!" Er stammt von den Aymara-Indianern im Hochland Boliviens ab. Seit Evo Morales 2006 zum Staatspräsidenten von Bolivien gewählt wurde, sind die Aymara stolz. Der Präsident ist einer von ihnen. Auch Morales hat als Kind gearbeitet. In der Kultur der indigenen Völker Boliviens übernehmen Kinder früh Verantwortung, gelten von Anfang an als vollwertige Mitglieder der Gesellschaft. Ein 11-Jähriger wurde Bürgermeister einer 5000-Einwohner-Gemeinde.

Guido hat sich den NATs angeschlossen, das sind die Niños, Niñas y Adolescentes Trabajadores, arbeitende Kinder und Jugendliche. Schon seit Ende der siebziger Jahre organisieren sich Kinder in Lateinamerika; mittlerweile gibt es Zusammenschlüsse arbeitender Kinder in weltweit mehr als 30 Ländern. In Gambia, Senegal, Burkina Faso, Mexiko, Niger, der Mongolei – überall treffen sich die Kinder und stellen Forderungen. In Lateinamerika ist die Bewegung besonders stark, in Peru gehören etwa 14000 Kinder verschiedenen NATs-Gruppen an. In Indien managen Straßenkinder sogar eine von einer Hilfsorganisation initiierte Kinderbank. Damit auch ein Kind, das auf der Straße lebt, ein Konto haben und Geld sparen kann für die Zukunft.

Der Bürgermeister einer kleinen Gemeinde in Bolivien ist erst elf

„Schau, acht Bolivianos hab ich schon", ruft Guido nach etwas mehr als einer Stunde. Er strahlt, zeigt die leichten, silbermatt glänzenden Münzen in der offenen Handfläche, ein Kilo Hühnchen gibt es für 12 Bolivianos (circa 1,30 Euro), Busfahren kostet einen. „Das geb ich alles meiner Mama!" „Fast alles", hätte er sagen sollen. Denn bevor es nach Hause geht, wirft er 50 Centavos in einen der Automaten der Spielothek am Platz. Eine Runde Video-Fußball, das muss sein.

Die internationale Arbeitsorganisation ILO, die sich weltweit gegen Kinderarbeit einsetzt, kümmert sich vor allem um abhängig beschäftigte Kinder. Angestellte, sozusagen. Aber das ist nur ein kleiner Teil der arbeitenden Kinder. Die meisten sind „selbstständig", so wie Guido. Sein Vater ist vor acht Jahren gestor-

ben, seitdem ist er der Mann im Haus. Die Mutter hilft einer Freundin bei Schneiderarbeiten, dafür gibt es Essen, aber kein Bargeld. Das braucht sie dringend, seit Monaten hat sie grässliche Bauchschmerzen, kann sich keinen Arztbesuch leisten. Das Neun-Quadratmeter-Zimmer in einem halbfertigen Haus, in dem Guido, seine Mutter und die Schwester wohnen, kostet nichts, weil die Familie den Rohbau bewacht. Doch bald soll das Haus verkauft werden. Dann muss Geld für Miete her. Guido arbeitet auch noch bei einem Schreiner, schmirgelt Tischbeine ab. Wenn der keine Aufträge hat, geht er wie heute zur Plaza und ruft die Bushaltestellen aus.

Bei Unicef oder der ILO spricht man nicht gern über die Forderungen der Kinder. Zur ILO-Konferenz im Mai in Den Haag kamen mehr als 450 Experten, aber kein arbeitendes Kind. Dabei widerspricht das der UN-Kinderrechtskonvention, Artikel 12: „Die Vertragsstaaten sichern dem Kind, das fähig ist, sich eine eigene Meinung zu bilden, das Recht zu, diese Meinung in allen das Kind berührenden Angelegenheiten frei zu äußern, und berücksichtigen die Meinung des Kindes angemessen und entsprechend seinem Alter und seiner Reife."

„Es ist ein Fehler, für die Kinder zu entscheiden, ohne sie anzuhören", sagt Elizabeth Patiño, ehemals Vize-Ministerin für Kinder, Jugendliche und ältere Menschen in Bolivien, heute Vertreterin von Terre des Hommes. „So lange die Eltern nicht genug verdienen, arbeiten die Kinder. Vernünftige Löhne für die Erwachsenen, das wäre ein erster Schritt. Wir wollen Ausbeutung verhindern, aber den arbeitenden Kindern keine Steine in den Weg legen. Die Programme zur Abschaffung der Kinderarbeit erreichten gerade mal zwei Prozent der arbeitenden Kinder. Und von diesen zwei Prozent haben viele heimlich weiter gearbeitet. Schulbücher kann man nicht essen."

Auch die Kinder greifen die internationalen Organisationen an: „Die verstehen uns nicht", sagt Mónica, wie Guido Mitglied der Kinderbewegung in El Alto. „Wir sind doch auch gegen Ausbeutung von Kindern, aber gegen die können wir nicht kämpfen, so lange wir in die Illegalität gedrängt werden."

Es ist ein stiller Krieg zwischen den Kindern und der ILO. Still, weil die Kinder nicht gehört werden, in internationalen Gremien haben sie keine Stimme. Viele Staaten haben die Abkommen über ein Verbot von Kinderarbeit mit der ILO längst unterzeichnet. Ein Experte für Kinderarbeit der ILO, im Rahmen dieses Artikels angefragt, hatte keine Zeit für ein Interview. Vielleicht war es ihm unangenehm, über die neuen Entwicklungen in Bolivien zu sprechen.

Mónica spricht leise und legt die langen braunen Haare mit dem Finger hinter die Ohren. Sie will keine Angeberin sein. Mag schon sein, dass es etwas Besonderes ist, mit zwölf Jahren die Verfassung eines Landes geändert zu haben, das gibt sie zu. Aber das hätte doch jedes Kind gemacht, sagt die heute 14-jährige Bolivianerin, es war ja höchste Zeit. Die Mutter schneidert Röcke, davon kann sie die fünf Kinder kaum ernähren, der Vater hat sich vor Jahren nach Argentinien abgesetzt. Mónica knüpft Armbändchen und Taschen aus bunter Wolle, verkauft sie, hilft der Mutter. Die Brüder arbeiten wie Guido als Ausrufer in den Bussen.

Als Evo Morales 2006 eine neue Verfassung plante, stand im ersten Entwurf: „Kinderarbeit ist verboten". Mónica und ihre Freunde konnten es nicht fassen: „Wir helfen doch nur unseren Eltern. Und das soll verboten sein?" Zusammen sprachen sie bei mehreren Abgeordneten vor. Die meisten sagten „ja ja, schön schön". Doch dann empfing der Außenminister die Freunde.

„Es ist unrealistisch, Kinderarbeit zu verbieten", erklärte ihm Mónica. „Wir müssen arbeiten, sonst essen wir nicht!" Dann dröselte sie es logisch auf: Wenn Kinderarbeit verboten ist, müssen sich die arbeitenden Kinder verstecken. Und dann wird alles nur schlimmer. Sie werden schlecht bezahlt und ausgebeutet. Arbeiten viele Stunden, müssen gefährliche Jobs machen, und das Schlimmste: Sie können böse Arbeitgeber nirgendwo anzeigen. „Wenn Kinderarbeit nicht mehr verboten ist, können wir für würdige Bedingungen kämpfen und gegen die Ausbeutung", sagte Mónica, und der Minister nickte. Er brachte sie zur verfassungsgebenden Versammlung, dort wiederholte Mónica ihre Ansprache.

„Danach passierte ein kleines Wunder", sagt sie. „Das Verbot von Kinderarbeit wurde gestrichen." Der Artikel 61 Absatz zwei der bolivianischen Verfassung lautet nun: „Zwangsarbeit und Ausbeutung von Kindern sind verboten. Aktivitäten, die Kinder im familiären und sozialen Rahmen ausüben, dienen ihrer integralen Entwicklung als Bürgerinnen und Bürger und haben eine bildende Funktion."

Mónica und ihre Freunde jubelten und riefen die anderen Kinder zusammen. „Wir erklärten allen, dass wir nun keine Verbrecher mehr sind", sagt Mónica. „Aber die Verfassung alleine reicht nicht, sie ist nur die Grundlage. Was fehlt, sind neue Gesetze. Damit wir uns in Zukunft wirklich gegen Ausbeuter wehren können." ←

Kinderarbeit

Bis ins 20. Jahrhundert hinein war es in Europa ganz normal, Kinder als Arbeitskräfte in Landwirtschaft und Fabriken einzusetzen. Heute ist Kinderarbeit verboten, weil sie die körperliche und geistige Entwicklung stark beschränken kann. Dennoch arbeiten in Deutschland viele Jugendliche, um sich ihr Taschengeld aufzubessern: Mit Ausnahmen dürfen 13- bis 14-Jährige montags bis freitags kleinere Tätigkeiten wie Babysitten oder Zeitungen austragen übernehmen, und das maximal zwei Stunden am Tag zwischen 8 und 18 Uhr. Ferienjobs sind erst ab 15 Jahren für maximal vier Wochen im Jahr erlaubt.

Jetzt ist mal Schicht

Lohnt sich der Arbeitskampf denn noch? Den Gewerkschaften laufen die Mitglieder davon, dabei sind sie nach wie vor unerlässlich für eine funktionierende Wirtschaft

Text: Arno Frank

→ Es war ein Ausstand, kein Aufstand. Ein Streik wie jeder andere auch. Die Arbeiter hatten mehrere Wochen auf ihren Lohn gewartet, bevor sie den Protest organisierten. Bummelstreiks gab es, dann Sitzstreiks und nächtliche Fackelzüge. Als das nichts nützte und die Stimmung unter den Arbeitnehmern immer verzweifelter und damit aggressiver wurde, erklärte sich sogar der örtliche Polizeichef solidarisch mit den Streikenden: „Bringt zu Ende, was immer ihr vorhabt." Zuletzt machten sich sogar zwei namentlich bekannte Arbeiter daran, die Baustelle zu demolieren.

Irgendwann müssen ihre Forderungen erfüllt worden sein, denn die Quelle, ein in Turin lagerndes Papyrus, berichtet von keinen weiteren Streiks im 29. Regierungsjahr des Pharaos Ramses III. Und die Tatsache, dass es später auf anderen Baustellen auch noch oft zu Arbeitsniederlegungen kam, lässt den Schluss zu, dass der weltweit erste verbriefte Streik vor 3169 Jahren von der ansonsten nicht eben zimperlichen Obrigkeit des alten Ägypten keinesfalls gewaltsam beendet worden ist. Es wurde offenbar verhandelt.

Und das wird es heute noch. Wobei das Pendel der Macht über die Jahrhunderte oft in die eine, manchmal aber auch in die andere Richtung ausschlug. Hier das Kapital, da das Proletariat. Die einen geben Arbeit, die anderen nehmen sie. Zuletzt haben die, die arbeiten, wieder einen kleinen Sieg errungen: Rund 600.000 der etwa 800.000 Beschäftigten in der Pflegebranche erhalten seit August einen gesetzlichen Mindestlohn, in Altenheimen und der ambulanten Krankenpflege im Westen mindestens 8,50 Euro und im Osten 7,50 Euro. In zwei Stufen soll der Mindestlohn bis Mitte 2013 dann auf neun Euro im Westen und acht Euro im Osten steigen. Viel ist das immer noch nicht für die, die andere Menschen waschen, füttern, an- und ausziehen oder im Rollstuhl durch den Park schieben, aber immerhin.

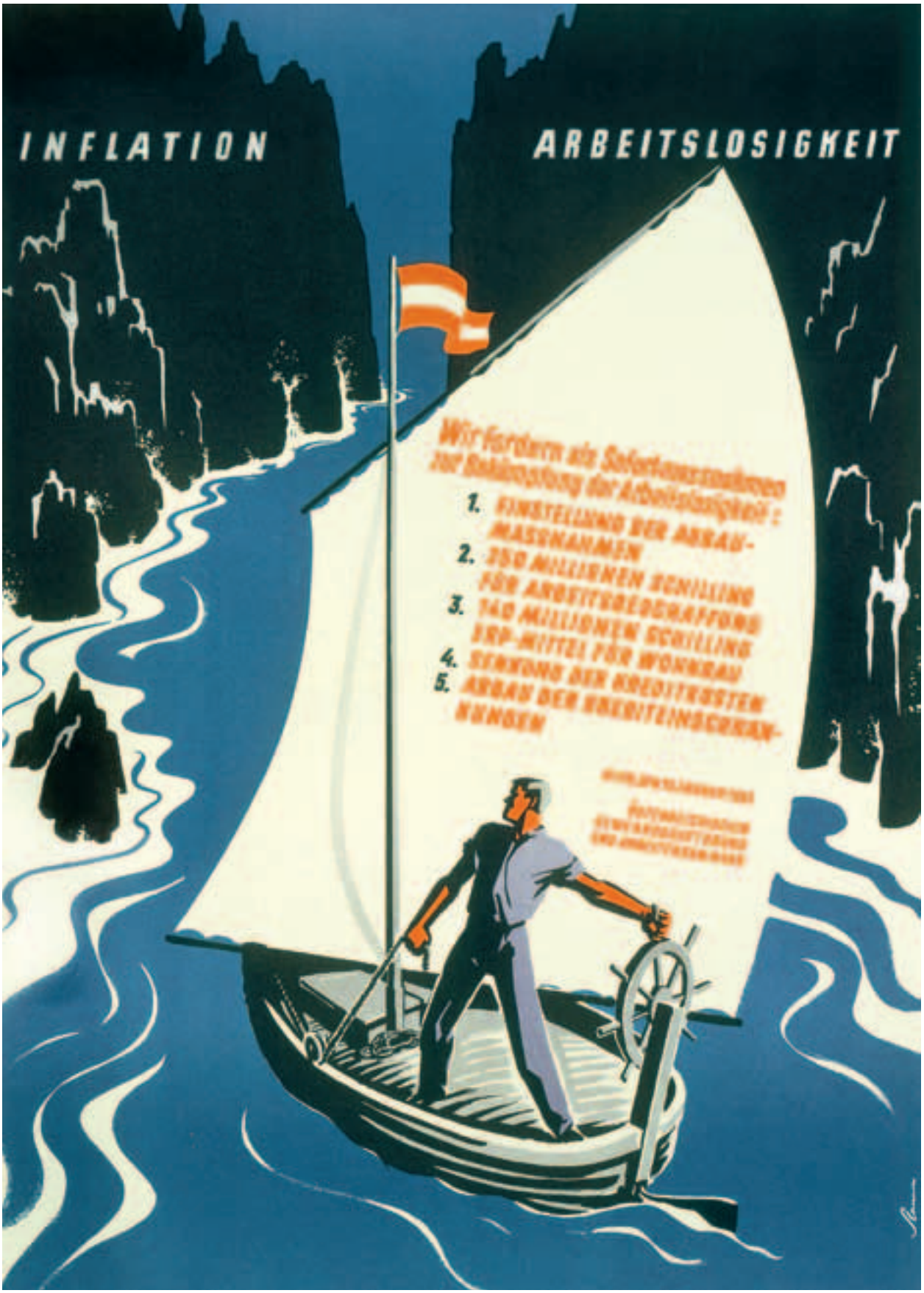
Den Mindestlohn hat das Bundeskabinett auch beschlossen, um die Pfleger vor der Marktöffnung im Mai des nächsten Jahres zu schützen, wenn verstärkt osteuropäische Unternehmen mit Dumpinglöhnen nach Deutschland drängen werden. Denn nicht in allen europäischen Demokratien ist es erwünscht, die Beschäftigten per Betriebsrat oder gar einem eigenen Posten im Aufsichtsrat über unternehmerische Entscheidungen mitbestimmen zu lassen, daher braucht es Gesetze. Und die machen die sozial abgefederten Marktwirtschaften fast zu einer Insel der Seligen in einer Welt der Ausbeutung.

Zum Kampf auf Leben und Tod

In Deutschland begann die Ausbeutung, als sich im 19. Jahrhundert unter preußischer Herrschaft im Ruhrgebiet die Schwerindustrie entwickelte – und die Menschen massenhaft vom Lande in die Hüttenwerke von Essen, Duisburg, Gelsenkirchen oder Bochum strömten. Um dort Roheisen zu produzieren oder den Stahl für die Eisenbahnen zu gießen, für Bügeleisen – und natürlich für die Kanonen, mit denen das junge Reich bald von sich reden machen sollte. Aufkeimenden Konflikten zwischen Kapital und Arbeit begegnete die Obrigkeit so autoritär wie Kaiser Wilhelm II, der erklärte: „Gegen die Arbeiterbewegung bin ich zum Kampf auf Leben und Tod bereit und entschlossen."

Das sollte sich erst 1918 ändern. Nach dem ersten verlorenen Weltkrieg einigten sich Carl Legien (Vorsitzender der Gewerkschaften) und der Industrielle Hugo Stinnes (Vorsitzender der Unternehmerverbände) erstmals darauf, ihre Interessen gegenseitig anzuerkennen. Vor allem änderte damit die Großindustrie, in heller Panik vor drohenden Konflikten mit den Arbeitern, grundsätzlich ihre Politik einer strikten Ablehnung gegen eine organisierte Belegschaft. Künftig erkannte das Kapital die Gewerkschaft als Tarifpartner an. Das sogenannte Stinnes-Legien-Abkommen gilt als erster „Sozialpakt" und Modellfall des „rheinischen Kapitalismus", der eine soziale Marktwirtschaft zum Ziel hatte.

Ab 1945, wieder nach einem Krieg, erfolgte der zweite entscheidende Einschnitt im Verhältnis von Kapital und Arbeit, als sich die Siegermächte Hitlers Bastionen der Kriegswirtschaft vorknöpften – die altbekannten Industriekonglomerate an der Ruhr. Kaum war die Entflechtung der Eisen- und Stahlindustrie abgeschlossen, sorgten die Alliierten dafür, dass die Aufsichtsräte in Montanunternehmen mit mehr als tausend



Agitprop: Im Kampf für die Rechte der Arbeiter entstanden viele politische Plakate. Dieses ist aus Österreich

Inzwischen gibt es in Deutschland rund 40 Firmen, die sich den Mitbestimmungsgesetzen entziehen. Manche drohen mit einer Verlagerung ihrer Produktion ins Ausland

Beschäftigten paritätisch auch mit Arbeitnehmervertretern besetzt wurden. Ein Geschenk, das den Aufstieg der Gewerkschaften und damit den Erfolg der sozialen Marktwirtschaft nach 1945 erst ermöglicht hat.

Auch wenn er sich wegen der Tarifautonomie von Arbeitnehmern und Arbeitgebern eigentlich raushalten müsste, sitzt heute manchmal auch der Staat mit am Verhandlungstisch. Freundlich lächelnd, weil er sich in der Regel keinen hitzigen Arbeitskampf wünscht, sondern eine stabile „Sozialpartnerschaft“ aller Beteiligten. Auch sprechen wir gerne von einem „gestaltenden Miteinander“ zwischen Arbeitgeberverbänden und Gewerkschaften. Ziel ist in unserer sozialen Marktwirtschaft nicht mehr, wie noch von den Kommunisten gefordert, die Abschaffung der „herrschenden Klasse“ durch die Machtergreifung einer „geknechteten Masse“ – sondern eine milde Konsenspolitik, die gegensätzliche Interessen der beiden Parteien in allgemeines Wohlgefallen auflöst.

Die Realität sieht oft anders aus, auch wenn Bundeskanzlerin Angela Merkel die betriebliche Mitbestimmung unlängst noch als einen „nicht wegzudenkenden Teil unserer sozialen Marktwirtschaft“ bezeichnete. Inzwischen aber gibt es in Deutschland schon rund 40 Firmen, die sich den Mitbestimmungsgesetzen entziehen – darunter der Paketdienst United Parcel Service (UPS) oder die Fluggesellschaft Air Berlin.

Manchmal drohen Firmen, in denen die Arbeiter für bessere Arbeitsbedingungen kämpfen, mit einer Verlagerung ihrer Produktion ins Ausland – oft in Billiglohnländer. Das macht es für die Gewerkschaften schwerer, ihre Forderungen durchzusetzen. Jedes Unternehmen, das seine Arbeitsplätze aus Deutschland abzieht – und seien sie noch so schlecht bezahlt –, lässt die Gewerkschaften wie Jobkiller aussehen.

Darüber hinaus spalten sich immer mehr Gewerkschaften in Untergewerkschaften auf (es gibt zum Beispiel eine für Piloten oder Lokführer), die dann mit den Unternehmen eigene Tarife für ihre Mitglieder aushandeln – mit der Folge, dass zuweilen in ein und demselben Unternehmen unterschiedliche Arbeitszeiten gelten oder verschiedene Löhne gezahlt werden, je nach Tätigkeit. Mit der Tarifeinheit ist dann auch oft der soziale Frieden dahin.

Eine Renaissance der Solidarität steht bevor

Ein Frieden, der auch von anderer Seite her ernsthaft bedroht ist. Denn den Gewerkschaften laufen europaweit die Mitglieder davon, und jedes einzelne verlorene Mitglied schwächt das Mandat der Gewerkschaften, die Interessen der Beschäftigten gegenüber denen der Unternehmen zu vertreten. In Finnland sind mehr als 70 Prozent der Arbeitnehmer gewerkschaftlich organisiert, in Frankreich nur acht Prozent. Deutschland dümpelt mit 20 Prozent im unteren Mittelfeld, hinter Bulgarien und knapp vor Portugal, Tendenz: fallend.

Es gibt zwar immer noch riesige Gewerkschaften wie Ver.di mit mehr als zwei Millionen Mitgliedern, aber die schiere Größe täuscht. So ist Ver.di aus schrumpfenden Einzelteilen entstanden, unter anderem aus der „Gewerkschaft Öffentliche Dienste, Transport und Verkehr“ (ÖTV) und der „Industriegewerkschaft Medien“.

Um den Bedeutungs- und Mitgliederverlust aufzuhalten, rät der Soziologe Oskar Negt den Gewerkschaften als Weg aus der Krise, „sich nicht auf eine trotzige Verteidigungshaltung zu versteifen und darauf zu warten, dass die antigewerkschaftlichen Ressentiments wieder nachlassen“. Stattdessen sollten sie ihr Wirkungsfeld erweitern auf Wohngebiete, Stadtteile, Familie und Erziehung, Verkehr und Ökologie – das alles bedarf laut Negt einer gesellschaftlichen Neuorganisation und der sozialen Expertise der Gewerkschaften. Tatsächlich könnte der zentrale Grundwert jeder Gewerkschaft auch fern des Arbeitsplatzes zum gesellschaftlichen Frieden beitragen und eine Renaissance erleben: die Solidarität.

Auch der wirtschaftliche Strukturwandel dürfte zum Mitgliederschwund der Gewerkschaften beigetragen haben. Warum sollte man für die 35-Stunden-Woche streiken, wenn Wirtschaft und Politik längere und flexiblere Arbeitszeiten als Allheilmittel preisen? Und während die Schwerstarbeit in Kohlegruben und an erbarmungslosen Fließbändern noch der rechte Platz für den Arbeitskampf erschien, wirkt der heutige Existenzkampf mit dem Laptop doch auf den ersten Blick ungleich bequemer. Dabei kann es auch dort zuweilen schmutzig zugehen (siehe nebenstehenden Text). ←

Wir müssen was tun

Unser Autor gründete selbst einen Berufsverband, weil er keine Lust mehr hatte, sich von Zeitungen und Magazinen übers Ohr hauen zu lassen

Text: Kai Schächtele, Foto: Thomas Meyer / Ostkreuz

Sieht nach Traumjob aus: Freie Journalisten nutzen die WLan-Verbindung im Café, um an ihrer Karriere zu basteln

→ Mal angenommen, ein Schreiner bekommt den Auftrag, einen Tisch zu bauen. Er liefert das Stück termingerecht. Nach einem halben Jahr ist das Geld noch immer nicht da. Also ruft er beim Kunden an und bittet höflich darum, nun endlich die Rechnung zu begleichen. „Ach, das tut mir leid“, antwortet der, „an dem Tisch hat noch niemand gesessen. Aber sobald wir den Tisch benutzt haben, werden wir das Geld überweisen.“

Klingt absurd, ist aber in der Medienbranche durchaus üblich: Als freier Journalist hat man es nicht selten mit Auftraggebern zu tun, die Texte bestellen, aber erst zahlen wollen, wenn sie auch gedruckt werden. Das Dumme ist: Manchmal drucken sie sie gar nicht. Oder sie merken, dass der Text in der bestellten Länge nicht in die Zeitung oder das Magazin passt, kürzen ihn und bezahlen anschließend nur das, was sie abgedruckt haben. Als würde man im Restaurant das bestellte Gericht nur halb essen und dann die Hälfte bezahlen.

Damit ist es für freie Journalisten schier unmöglich, vernünftig zu kalkulieren, weil man nie sicher sagen kann, wie viel Geld die eigene Arbeit einbringt und wann es auf dem Konto eintrifft. Zudem stellt das Internet alle Modelle infrage, mit denen Journalismus in den vergangenen Jahrzehnten durch Anzeigen und Verkaufserlöse finanziert wurde. Für freie Journalisten hat diese Entwicklung unmittelbare finanzielle Einbußen zur Folge: Um Geld zu sparen, setzen Verlagsmanager oftmals zuerst bei den variablen Kosten an, die nicht durch langfristige Verträge gebunden sind. Und das sind unter anderem die Honorare der freien Journalisten, bei denen die Verhandlungen ums Honorar bei jedem Artikel von vorne beginnen. Und Verlagsjuristen ersinnen Verträge, nach denen ein Text nur einmal bezahlt wird, aber in vielfältiger Weise, zum Beispiel im Internet, genutzt werden kann.

Es war im Frühjahr 2008, als ich und einige andere freie Journalisten fanden, dass es so nicht weitergeht, dass wir für bessere Arbeitsbedingungen kämpfen müssen. Wir entwickelten die Idee, freie Journalisten zu einer Stimme zusammenzuschließen, die mehr Gewicht haben würde als die jedes einzelnen. Mit 140 Kollegen, die wir für die Idee gewinnen konnten, gründeten wir einen Verein, die „Freischreiber“, den Berufsverband freier Journalistinnen und Journalisten. Die bestehenden Gewerkschaften DJV (Deutscher Journalisten-Verband) und DJU (Deutsche Journalistinnen- und Journalisten-Union) vertreten zwar auch sowohl freie Journalisten wie angestellte Redakteure, doch wir wollten uns dezidiert um die Belange der Freien kümmern. Viele prophezeiten uns damals, dass unsere Energie bald in sich zusammenfallen würde. Freie Journalisten seien Individualisten, die sich gern hinter ihren Computern verschanzen und ihren Ärger in wütende E-Mails packen, aber kein großes Interesse daran haben, sich übermäßig für die eigenen Interessen zu engagieren.

Inzwischen haben wir knapp 350 Mitglieder, das sind deutlich mehr, als man uns anfangs zugetraut hat, doch weniger, als wir in unserer Euphorie damals dachten. Aber die anderen kriegen wir schon noch. Um zu zeigen, wie wichtig unsere Arbeit ist, starteten wir die „Freiflächen“-Kampagne: In Animationen, die wir auf unserer Website präsentierten, konnte man auf einen Blick sehen, wie wenig von Tageszeitungen und Magazinen übrig bliebe, wenn Freie von heute auf morgen ihre Arbeit einstellen würden.

Man muss sich das, was mit Freischreiber entstanden ist, vorstellen wie einen Apparat, der Ärger in Tatkraft verwandelt. Auf der einen Seite wird er mit allem gespeist, was den Beruf des freien Journalisten so beschwerlich macht, auf der anderen Seite spuckt er regelmäßig etwas aus, was einem den Spaß an diesem Beruf zurückgibt. Jetzt müssen nur noch mehr Journalisten begreifen, dass ein solcher Apparat umso bessere Ergebnisse erzielt, je mehr Leute daran mitbauen. ←

3 von 3

„Ich bekomme quasi Schmerzensgeld“

Ingo, 28, arbeitet sehr viel, weil er gerade Karriere als Unternehmensberater macht. Zu Hause ist er fast nur noch am Wochenende, den Rest der Zeit verbringt er an unterschiedlichen Einsatzorten in Europa

Interview: Fabian Dietrich, Illustration: Carolin Löbbert

Können wir sprechen? Hast du Zeit?
Ich sitze im Taxi, aber frag ruhig.

Wo bist du gerade?
In Amsterdam. Ich berate eine Bank.

Gestern Abend hat das Interview nicht geklappt, weil du noch beschäftigt warst. Ist es normal, dass du so lange arbeitest?
Ich fange morgens um neun an, wenn es gut läuft, bin ich um acht abends fertig. Aber es kann auch mal bis zehn oder halb zwölf gehen.

Macht es dich nicht fertig, so viel zu arbeiten?
Du musst eben gewisse Ruhezeiten einhalten. Es schadet auf Dauer einfach deinem Körper, wenn du zu wenig schläfst. Ich merke dann immer, dass meine Produktivität nachlässt. Sport ist sehr wichtig, und man muss in den Urlaub fahren, um sich wieder aufzuladen.

Bist du schon mal an deine Grenzen gekommen?
Ich habe mal 36 Stunden durchgearbeitet. Danach ging aber gar nix mehr.

Beneiden oder bemitleiden dich deine Freunde um dein Leben?
Es gibt welche, die mich um das viele Reisen beneiden. Andere bemitleiden mich, weil sie sich nicht vorstellen können, so viel zu arbeiten. Und dann gibt es auch noch die, die dem ganzen kapitalistischen System argwöhnisch gegenüberstehen und ein grundsätzliches Problem mit Unternehmensberatern haben.

Warum tust du dir das eigentlich an? Geht es dir nur ums Geld?
Der Sinn der Arbeit ist nicht Geld. Geld ist quasi Schmerzensgeld. Wenn du jeden Tag zwölf oder 14 Stunden diese Arbeit machst, willst du einfach nicht wenig verdienen. Das Wichtigste ist, dass ich etwas lerne und Spaß dabei habe. Wenn ich mich persönlich weiterentwickle und von den Kollegen geschätzt werde, gibt mir das eine Befriedigung.

Wie viel verdienst du denn?
Das kommt auf meinen Bonus an. Mein Fixgehalt im Jahr sind 63 000 Euro.

Was machst du damit? Du kannst es ja gar nicht ausgeben, so wenig Zeit, wie du hast.
Ingo: Ich reise gerne. Ich lege es an und spare es. Ich werde mir bestimmt irgendwann eine Wohnung kaufen, und wenn ich mal eine Familie gründe, habe ich Startkapital. Das Geld gibt mir ein Stück Freiheit. Ich könnte jeden Moment sagen, ich höre jetzt einfach ein Jahr auf zu arbeiten.

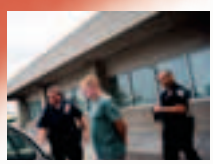
Apropos, wie lange willst du denn eigentlich noch arbeiten?
Ich kann mir schon vorstellen, mein ganzes Leben lang zu arbeiten, bis es eben nicht mehr geht. Die Frage ist, für was und für wen ich arbeiten will. Moment, ich muss mal eben den Taxifahrer bezahlen. (Rumpeln im Hintergrund, Stimmen: How much is it? 27, please!)
Um deinen Punkt noch mal aufzugreifen …

Ja?
… irgendwann gründe ich vielleicht ein eigenes Unternehmen. Wenn ich im Lotto gewinnen würde, könnte ich mir aber auch vorstellen, ganz gratis zu arbeiten, zum Beispiel für eine soziale Organisation. Ich müsste was machen, sonst würde mir langweilig werden.

Arbeit, die es nicht ins Heft geschafft hat

Der Mythos von Sisyphos
Was für ein nerviger Job: Jeden Tag einen riesigen Stein einen Berg hochzustemmen, der kurz vor Erreichen des Gipfels wieder runterrollt. Dafür braucht man viel Geduld und Spucke: Wie Sisyphos, der Held aus der griechischen Mythologie, der für seine Untaten (angeblich hat er die Pläne von Gottvater Zeus verraten) mit schwerster Arbeit bestraft wurde - eben mit lebenslangem Hinaufrollen eines widerspenstigen Felsbrockens. Wenn jemand eine Arbeit erledigen muss, die kaum zu schaffen ist, spricht man daher auch heute noch von Sisyphos-Arbeit. Und jetzt ganz schnell wieder vergessen.

Coworking
Das war bei diesem Heft schon seltsam. Irgendwie wollten alle Autoren über diese Sache namens „Coworking" schreiben. Das sei das neueste Ding, versicherten sie uns. Die Arbeit der Zukunft, und wir hätten sie heute schon im Heft. Tatsächlich ist es so, dass es seit einiger Zeit überall diese Bürohäuser gibt, in die man sich tage- oder wochenweise einmieten kann und dafür einen Internetanschluss und einen Schreibtisch bekommt. Wenn wir das richtig verstanden haben, ist die Idee folgende: Leute, die sich kaum kennen und meistens irgendwas mit Medien machen, sitzen wie Legehennen zusammen und arbeiten freiberuflich an Projekten. Wenn sich dann im Laufe des Tages aber einer von seinem Laptop erhebt und in die Runde ruft, „Hey Leute, ich brauche noch einen Web-Strategiedeveloper für mein Projekt", und tatsächlich einer die Hand hebt, dann wird das „Coworking" genannt. So weit, so spannend. Was uns aber wirklich gestört hat an dieser Sache: Keiner spricht darüber, dass diese Leute nur deshalb in tageweise zu mietenden Büros anzutreffen sind, weil sie von ihrer Arbeit so schlecht leben können, dass alles andere für sie zu teuer ist.



Guter Abgang
Normalerweise werden Leute, die ihren Job kündigen, nicht so einfach zu Volkshelden. Aber der Flugbegleiter Steven Slater schien irgendwie einen Nerv getroffen zu haben, als er nach der Landung seines Fluges von Pittsburgh nach New York beschloss, alles hinzuschmeißen. „Ich war 20 Jahre in diesem Geschäft. Und das war's. Ich bin fertig", teilte er den Passagieren mit, griff sich ein Dosenbier und verließ das Flugzeug über die aufblasbare Notrutsche. Später nahm ihn die Polizei fest, doch da war die Geschichte schon auf allen Medienkanälen gelaufen, und die meisten Menschen fanden Steven Slaters Aktion einfach nur mutig und bewundernswert. Und das war es auch schon. Mehr Platz für diese Heldengeschichte hatten wir leider nicht.

Gasriecher, wo bist du hin?
Es gab mal einen Beruf, der hieß Matratzensammler. Das waren Menschen, die mit einem Bollerwagen durch die Stadt zogen und alte Matratzen gesammelt haben. Es gab auch mal einen Beruf, der hieß Gasriecher. Das waren Menschen, die rochen nach Lecks in den Rohren unter der Straße. Es gab auch mal Harzer und Tapetenstecher und Wasenmeister und so weiter und so fort. Und gute Fotos von verschwundenen Berufen gibt es auch. Wir haben lange überlegt, ob wir nicht eine Bildstrecke zu diesem Thema machen, nostalgisch, schwarzweiß. Am Ende haben wir uns doch für die Gegenwart entschieden. Eine Fotoreportage über einen 17-jährigen Paparazzo kriegt man ja auch nicht alle Tage zu sehen.

Vollbeschäftigung

In der Wirtschaftswissenschaft gibt es unterschiedliche Ansichten, was genau Vollbeschäftigung eigentlich bedeutet (und wie man sie erreichen kann). Einig sind sich die Ökonomen allerdings in einem Punkt: Eine Arbeitslosenquote von null Prozent gibt es nicht. Meistens spricht man schon bei zwei Prozent Arbeitslosen von Vollbeschäftigung, weil in der Praxis ganz einfach immer irgendwer dabei ist, seinen Arbeitsplatz zu wechseln.

Hoi Polloi
zum Thema

Vorschau

Bis zum nächsten fluter

Koka-Bauer, Zuckerbaron, Drogendealer, Zigarettenfabrikant, Bewährungshelfer, Schnapsbrenner, Undercover-Polizist – es gibt noch viele Berufe, die nicht in diesem Heft vorkommen, aber alle im nächsten. Da lautet unser Thema nämlich Drogen. Es erscheint kurz vor Weihnachten. Bis dann.

Impressum

fluter – Magazin der Bundeszentrale für politische Bildung
Ausgabe 36, Herbst 2010
Herausgegeben von der Bundeszentrale für politische Bildung (bpb)
Adenauerallee 86, 53113 Bonn
Tel. 02 28 / 9 95 15-0

Redaktion
Thorsten Schilling (verantwortlich / Bundeszentrale für politische Bildung / schilling@bpb.de),
Fabian Dietrich (CvD),
Oliver Gehrs (redaktionelle Koordination)

Bildredaktion
Felix Brüggemann

Artdirektion
Jan Spading

Mitarbeit
Petra Bäumer, Friederike Beck, Christoph Dallach, Hanna Engelmeier, Arno Frank, Tobias Moorstedt, Karen Naundorf, Robert Reick, Kai Schächtele, Arne Semsrott, Detlef Vetten

Schlussredaktion
Kathrin Lilienthal

Lektorat
Barbara Doering

Lithografie
Meike Jäger

Redaktionsanschrift / Leserbriefe
fluter - Magazin der Bundeszentrale für politische Bildung, Torstraße 109, 10119 Berlin,
Tel. 030 / 300230233, Fax -231, post@fluter.de

Redaktionelle Umsetzung
DUMMY Verlag GmbH
Torstraße 109, 10119 Berlin
ISSN 1611-1567
Bundeszentrale für politische Bildung
info@bpb.de
www.bpb.de

Abonnement & Leserservice
Societäts-Verlag
Vertrieb »fluter«
60268 Frankfurt am Main
Tel. 069 / 75 01-48 27, Fax - 45 02
fluter@fsd.de

Vertriebsleitung
Klaus Hofmann
Societäts-Verlag
Frankenallee 71-81, 60327 Frankfurt am Main
Tel. 069 / 75 01-48 27, Fax-45 02
zeitschriftenvertrieb@fsd.de

Kostenloses Abo bestellen, verlängern und abbestellen
www.fluter.de/abo
abo@heft.fluter.de

Nachbestellungen
IBRo
Kastanienweg 1, 18184 Roggentin
Fax: 03 82 04 / 66-273, bpb@ibro.de
Nachbestellungen von fluter werden ab 1 kg bis 15 kg mit 4,60 Euro kostenpflichtig.

Druck
Societäts-Druck
Westdeutsche Verlags- u. Druckerei Gesellschaft mbH
Kurhessenstraße 4-6
64546 Mörfelden-Walldorf
Tel. 069 / 75 01-56 01, Fax -02
akzidenz@fsd.de

Bildnachweise
Titel: Frank Höhne; S.2 iStockphoto/Skip ODonnell; S.3 Corey Arnold; S.4 m. Lauren Greenfield/The Institute, o. Tobias Kruse, u. Andreas Meichsner; S.5 picture-alliance; S.7 Anne Schönharting/Ostkreuz, S.11 kimberleyrew.com; S.12 Amit Shabi/laif, r. Jørn Tomter; S.13 Jørn Tomter (2); S.14-17 Lauren Greenfield/The Institute; S.18 Carolin Löbbert; S.19 AP Photo/Daniel Luna; S.20 Joao Pina/kameraphoto; S.21 Karen Nauendorf; S.22 Joao Pina/kameraphoto; S.23 o. Roland Roos, u. picture-alliance; S.24-25 Tobias Kruse; S. 26-27 Ole Häntzschel; S.28 Andreas Meichsner; S.30 Andreas Meichsner, dpa; S. 32-33 Frank Höhne; S.34 Frank Höhne S.36 Carolin Löbbert; S.37 Dawin Meckel/Ostkreuz; S. 37-38 Dawin Meckel/Ostkreuz; S.40 AP Photo/Tsvangirayi Mukwazhi-File; S. 41-42 Stephanie Füssenich; S.42 Stephanie Füssenich; S.45 AKG-Images; S.47 Thomas Meyer/Ostkreuz; S. 48 Carolin Löbbert; S.49 o.l. AKG-Images, o.r. Katie Orlinsky/The New York Times/laif, u.l. Jörg Brüggemann/Ostkreuz, u.r. Ullstein-Bilderdienst S.50 Hoi Polloi

Papier
Dieses Magazin wurde auf umweltfreundlichem, chlorfrei gebleichten Papier gedruckt.

Die letzte Seite im Heft ist die erste im Netz.

www.fluter.de

Wie sieht's denn bei dir aus? Schick ein Bild an meinzimmer@fluter.de